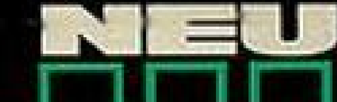
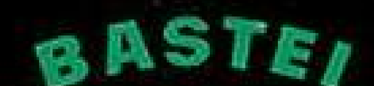
1,70 DM / Band 327
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Vampir-Witwen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande 12,15 / Spanien P 110



Vampir-Witwen

John Sinclair Nr. 327

von Jason Dark

erschienen am 09.10.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Vampir-Witwen

Der Baron von Tirano!

Ein Vampir, der uns viel Ärger bereitet hatte. Wir erinnerten uns noch gut an ihn. Was damals in Deutschland begonnen hatte, endete mit seiner Vernichtung im Rattentempel der Karni-Mata, mitten im heißen Dschungel Indiens.

Damit hatten wir den Baron vergessen. Andere aber nicht. Wir hatten keine Ahnung, daß er viermal verheiratet gewesen war und seine Witwen auf schreckliche Rache sannen…

Nadine, die Wölfin, spürte es zuerst. Irgend etwas stimmte nicht in dieser dunklen Nacht. Es war nicht allein der Sturm, der um das Haus brauste und wie mit gierigen Fingern über Dächer und Wände strich und an den Rollos zerrte, sondern etwas anders.

Eine Gefahr!

Sie lauerte im Verborgenen, aber die Wölfin konnte sie bereits spüren.

Zunächst sträubte sich ihr Fell.

Die feinen Härchen sträubten sich, während die Wölfin den Kopf schüttelte und die Decke verließ, auf der sie gelegen hatte. Wenn der Sturm mal eine Pause einlegte, hörte sie mit ihrem scharfen Gehör die Atemzüge des kleinen Johnny Conolly, der in seinem Bett lag und schlief, obwohl es draußen so stürmte.

Nadine schaute aus ihren menschlich wirkenden Augen zur Tür, bevor sie sich in Bewegung setzte.

Nur das leise Tappen der Pfoten auf dem Teppichboden war zu hören.

Bevor sie mit dem Kopf die Tür aufdrückte, warf sie noch einen Blick zurück in das Zimmer.

Da lauerte keine Gefahr. Wenn sie kam, dann nicht aus dem Haus, nur von draußen, wo der Sturm wie ein wütendes Ungeheuer durch den Garten fegte und die Zweige der Bäume und Büsche schüttelte.

Nadine erreichte den Gang. Sie war kein Mensch, obwohl in ihrem Wolfskörper die Seele eines Menschen steckte, aber sie wußte genau, was sie zu tun hatte.

Allein konnte sie wohl nicht viel ausrichten. Sie wollte die anderen wecken, die noch im Haus schliefen.

Johnnys Eltern!

Bill und Sheila Conolly besaßen ihr gemeinsames Schlafzimmer am Ende des Ganges. Vom Zimmer aus gab es auch eine Tür zum Bad. Die Wölfin kannte den Weg. Sie wußte auch, dass die Conollys die Tür stets spaltbreit offen ließen.

So war es auch in dieser Nacht.

Mit der Schnauze drückte das Tier die Tür nach innen. Es gab nicht das geringste Geräusch. Die Conollys hatten ihre Türen stets gut geölt.

Ruhige Atemzüge verrieten dem Tier, daß das Ehepaar schlief.

Einer von ihnen mußte erst geweckt werden.

Nadine entschied sich für Bill.

Trotz des Sturms lag er entspannt in seinem Bett. Und zwar auf der Seite, sein Gesicht war der Bettkante zugedreht.

Für einen Moment blieb Nadine vor dem Bett stehen. Dann hob sie die Vorderläufe, stemmte sie gegen die Kante und brachte ihre Schnauze dicht an Bills Gesicht. Die Atemzüge streiften über die feinen Härchen an der Schnauze und brachten sie zum Zittern. Wie ein

großer feuchter Lappen fuhr die Zunge aus der geöffneten Schnauze. Zweimal klatschte sie durch das Gesicht, und Bill Conolly zuckte zusammen, als hätte man ihn mit einer Nadel gepiekt.

Dann schoß er hoch. Nadine hatte sich sofort zurückgezogen, war neben dem Bett stehengeblieben und knurrte leise. Bill – noch schlaftrunken – wußte dennoch Bescheid.

Er machte Licht.

Es war die kleine Nachttischleuchte, die einen matten, warmen Schein verbreitete, so daß man sie auch mit müden Augen ertragen konnte.

»Nadine!« flüsterte Bill, wobei er sich gleichzeitig umdrehte und zu Sheila hinschaute.

Die blonde Frau hatte nichts bemerkt. Sie schlief tief und atmete regelmäßig.

Ihre Hände hatte sie auf der Bettdecke liegen. Im Schein der Lampe wirkte ihr Gesicht sehr entspannt. Natürlich wußte Bill, daß Nadine ihn nicht umsonst geweckt hatte, aber er dachte nicht daran, auch noch seine Frau aus dem wohlverdienten Schlaf zu reißen.

Er stand auf. Der Bademantel lag bereit, und der Reporter schlüpfte hinein. Lächelnd beugte er sich über das Tier. Die fünf Finger seiner rechten Hand verschwanden im dicken Nackenfell. »Was hast du denn, Nadine?« fragte der Reporter. »Sag es. Was hat dich gestört, altes Mädchen?«

Natürlich konnte die Wölfin nicht antworten. Sie machte sich auf eine andere Art und Weise bemerkbar, als sie zur Tür lief und das Zimmer verließ.

Bill folgte ihr. Er war ein wenig nervös geworden. Die Wölfin weckte ihn nicht zum Spaß. Sie wußte oder spürte, daß etwas in der Luft lag.

Wenn sie so reagierte, konnte es sich dabei nur um eine Gefahr handeln.

Wo lauerte sie? Und was war es für eine Gefahr?

Einen Reim darauf konnte sich der Reporter nicht machen. Eigentlich war er sehr beruhigt schlafen gegangen. Pater Ignatius hatte in den letzten Tagen für die richtigen Sicherungen am Haus gesorgt. Er hatte es gewissermaßen weißmagisch abgeschirmt. Wenn eine Gefahr vorhanden sein sollte, dann nur im Innern.

Im Flur traf der Reporter die Wölfin wieder. Sie stand so, daß sie zur Haustür schauen konnte, und Bill Conolly, der Nadine lange genug kannte, wußte jetzt Bescheid.

Die Gefahr lauerte also draußen.

Bill überlegte. Er konzentrierte sich und hörte das Heulen des Sturms.

Da tobte ein wahrer Orkan um seinen Bungalow. Er ließ die Rollos klappern, jaulte um die Hausecken und bog im Garten Sträucher und Bäume.

Ein wirklich mörderisches Wetter, in dem man wirklich keinen Hund nach draußen jagte. Hinzu kam noch der Regen. In wahren Sturzbächen schlug er gegen das Mauerwerk.

Bill hörte Rauschen und Brausen. Manchmal entstanden auch pfeifende Laute, besonders in der Ecke zwischen Haustür und Garage, wo sich der Wind richtig fangen konnte.

Ein widerliches Wetter.

Dennoch ging Nadine zur Tür.

Sie wollte also nach draußen. Dem Reporter blieb keine andere Möglichkeit, als ihr zu folgen. Da es in den letzten Tagen häufig sehr stark geregnet hatte, hing der wetterfeste gelbe Umhang noch am Haken. Zudem nahm Bill eine Taschenlampe mit, und er vergaß auch nicht, die mit Silberkugeln geladene Waffe einzustecken.

Als er sich die Jacke übergestreift hatte, nickte er der Wölfin noch einmal zu. »So, wenn du mich reingelegt hast, gibt es Ärger. Dann kannst du dich warm…«

Bill sprach das letzte Wort nicht mehr aus, denn er hatte ein lautes Geräusch vernommen. Es übertönte sogar den Sturm und ließ den Reporter zusammenzucken.

Im ersten Augenblick wußte Bill nicht, wo er es hinstecken sollte.

Er überlegte noch, aus welcher Richtung es genau gekommen sein konnte, als sich Nadine bereits in Bewegung setzte. Mit weiten Sprüngen lief sie in den dunklen Wohnraum.

Bill folgte ihr. Er machte auch Licht, ließ seinen Blick durch das große Zimmer wandern, fand aber nichts, was dieses Geräusch irgendwie untermauert hätte.

Also nicht innen. Dann außen?

Höchstwahrscheinlich, denn die Wölfin lief bereits auf die Terrassentür zu, blieb davor stehen, stemmte sich auf die Hinterpfoten und kratzte mit den vorderen Beinen an der Tür.

Sie wollte raus!

Daran hinderten sie zwei Dinge. Erstens die verschlossene Tür und zum zweiten das Rollo. Es schloß fugendicht, Bill konnte durch keinen Spalt nach draußen sehen.

Fenster und Tür nahmen fast die gesamte Breite der Wand ein.

Das Rollo war deshalb sehr lang und auch dementsprechend schwer. Mit einem Handzug kaum zu bedienen. Deshalb war es auch mit einem Motorantrieb ausgerüstet.

Bill betätigte den Knopf. Das Summen des E-Motors ging im Rauschen des Sturms unter.

Der Reporter schaute zu, wie das Rollo nach oben schwang. Nadine drängte sich an ihn. Sie drückte ihren Körper eng an seine Beine und rieb ihr Fell.

Zunächst wurde das untere Drittel der Scheibe frei. Bill konnte noch

nicht nach draußen schauen, das tat Nadine, und sie wurde sehr unruhig.

Vielleicht entdeckte sie bereits den Grund. Bill hielt es nicht länger aus, er bückte sich, um ebenfalls einen Blick in den Garten zu werfen.

Gespenstisch sah es draußen aus. Heulend fuhr der Wind hinein.

Er rüttelte an den Büschen, schaufelte die Zweige zur Seite und ließ die Natur in einem gespenstischen Reigen tanzen.

Vom Himmel rauschte der Regen.

Der Rasen sah bereits aus wie ein dunkelgrüner See und wurde in ein bleiches Licht getaucht, als Bill Conolly die Außenleuchte einschaltete.

Die unzähligen Regentropfen blitzten im Licht wie kleine, an einer Perlenschnur hängende Diamanten. Bill konnte nichts Ungewöhnliches feststellen. Eigentlich war es nur ein Blumenkübel, der die Wucht des Sturms nicht überstanden hatte und umgekippt war.

Sonst lag der Garten normal, wenn auch naß vor ihm.

Bill Conolly öffnete die Tür. Darauf hatte Nadine gewartet. Die letzte Zeit über hatte sie sich gegen seine Beine gedrückt, gehechelt und schwer geatmet.

Kaum war die Tür offen, da huschte sie schon nach draußen. Der Reporter hatte damit gerechnet, sie auf den Rasen oder in ein dichtes Gebüsch rennen zu sehen. Da irrte er sich, denn die Wölfin wandte sich sofort scharf nach links und entschwand im nächsten Augenblick seinen Blicken.

Auch Bill tauchte nach draußen. Obwohl eine kleine Überdachung die Nähe an der Scheibe unmittelbar schützte, wurde Bill doch von den schräg heranwehenden Regengüssen getroffen und sah sich gezwungen, die Kapuze aufzusetzen.

Nadine war verschwunden.

Bill schaute nach rechts und links. Er sah die Wölfin nicht. Schließlich rief er ihren Namen.

Antwort bekam er auch.

Ein so lautes Knurren, daß der Reporter erschrak. Das hatte er schon lange nicht mehr gehört. Nadine schien unter Streß zu stehen.

Sie hatte sich geärgert, vielleicht war sie auch provoziert worden, jedenfalls empfand Bill ihre Reaktion als nicht mehr normal.

Noch einmal rief er nach ihr.

Sie kam auch.

An der linken Seite tauchte sie auf. Seltsam war ihr Gang, so abgehackt und schwerfällig.

Irgend etwas war mit der Wölfin. Bill wartete keine Sekunde länger und erreichte nach einigen Schritten die Wölfin.

Noch immer trommelte der Regen auf die Pfützen im Garten. Ein grauer Vorhang, der nicht abreißen wollte, fiel aus den Wolken. Das Licht riß Inseln in diese Düsternis und traf auch auf den Gegenstand,

den Nadine zwischen den Zähnen hielt.
Bill Conolly glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, ging in die Hocke, Regentropfen klatschten auf seinen Rücken, das alles interessierte ihn nicht, er schaute aus starren Augen auf das, was die Wölfin gefangen hatte.
Im ersten Moment wirkte es wie ein dunkler, ziemlich großer Lappen.
Das war es nicht, denn Nadine hatte ihre Zähne in den Flügel einer übergroßen Fledermaus geschlagen.
Jawohl, eine Fledermaus!
»Das gibt es doch nicht«, sagte Bill, schüttelte den Kopf, und seine Worte gingen im Prasseln des Regens unter. »Laß sie los, Nadine!«
Die Wölfin knurrte, sie wollte nicht so recht. Bill gab nicht auf. Er packte sie und schob sie zur Seite. In der Nähe blieb Nadine stehen.
Sie ließ weder Bill Conolly noch die Fledermaus aus den Augen. Ihr Fell glänzte naß. Die Schnauze stand offen, aus dem Maul drangen hechelnde Laute.
Die Fledermaus war tot. Bill drehte sie auf den Rücken, sah den relativ kleinen Kopf und auch das Maul, das weit aufgerissen war. In ihm funkelten die Zähne wie kleine Messer.
Eine tote Fledermaus auf seinem Grundstück, denn nirgendwo anders konnte Nadine sie hergeholt haben. Wie kam sie dorthin?
War es überhaupt eine normale Fledermaus oder ein Vampir?
Es war ganz natürlich, daß sich Bill diese Frage gestellt hatte, denn oft genug hatte er sich gegen Fledermäuse, sprich Vampire, verteidigen müssen.
Er kannte die Blutsauger, und er wußte auch, daß es Vampire gab, die sich in Fledermäuse verwandelten und umgekehrt.
Hatte er eine solche vor sich? Und weshalb war sie gestorben? Bill dachte darüber nach, während er auf die wie nasse Leder wirkende Flügel des Tieres starrte. Er fand die Lösung. Sie hing mit Pater Ignatius und den bannenden Zeichen zusammen, mit denen er das Haus der Conollys versehen hatte.
Das mußte es sein. Die Fledermaus hatte das Haus angreifen wollen und war mit einem der Zeichen in Berührung gekommen.
Dadurch war sie getötet worden.
War diese Fledermaus ein Vampir im alten Sinne? Das mußte Bill herausfinden, und so etwas klappte nur, wenn er pfählte oder Silberkugeln verschoß. Wenn sich bei diesen oder anderen Methoden Reaktion zeigte, hatte Bill den Erfolg.
Noch einmal schaute er in die aufgerissene Schnauze der Fledermaus.
Nein, da tat sich nichts. Er sah keine Bewegung. Die Augen blickten starr, und auch das Maul hatte sie nicht geöffnet.
Dennoch beschlich Bill ein seltsames Gefühl. Hier stimmte einiges

nicht. Er hatte das Gefühl, einem Vorboten gegenüberzustehen. Die eigentliche Gefahr lauerte noch im Hintergrund.

Die wollte Bill stellen.

Zunächst mußte er den Test durchführen. Zum Glück hatte er seine Silberkugel-Beretta mitgenommen.

Wenn er die Kugel in das Maul der toten Fledermaus setzte, würde er schon sehen, ob sie sich verwandelte oder nicht. War sie ein echter Vampir, zerfiel sie zu Staub.

Der Reporter hatte seine Waffe in der rechten Außentasche seiner Wetterjacke gesteckt. Die Tasche besaß eine Klappe, die von Bill erst noch hochgeschoben werden mußte.

Als der Reporter seine Hand in der Tasche versenkt hatte, hörte er das warnende Knurren der Wölfin.

In dieser Nacht reagierte Bill auf jeden Laut. Das Tier hatte seinen Grund, wenn es so reagierte. Wahrscheinlich lauerte eine weitere Gefahr in der Nähe, von der Bill noch nichts ahnte.

Er machte sich auf einiges gefaßt, vergaß die tote Fledermaus und bewegte sich zur Seite.

Das war sein Glück.

Den Schuß vernahm er nicht, als eine Kugel dicht vor der Scheibe auf den Boden schlug, zu einem Querschläger wurde und gegen das Rollo schlug.

Jemand hatte auf den Reporter geschossen.

Gedankenschnell lag Bill am Boden, rollte sich einmal herum, kam wieder hoch und jagte mit weiten Sprüngen aus dem Lichtkreis und somit aus dem unmittelbaren Bereich der Gefahr. Ob ein zweiter Schuß dem ersten gefolgt war, konnte er nicht sagen, jedenfalls ging Bill auf Nummer Sicher, visierte eine Buschgruppe an und hechtete hinein.

Mit seinem vollen Gewicht fiel er in den triefendnassen Bambus.

Er drückte ihn zusammen, spürte unter sich die feuchte Lehmerde und robbte weiter.

Hinter dem Bambus lag ein kleines Stück Rasen, dort spielte Johnny oft. Auch in dieser Nacht standen noch einige Spielsachen herum. Mit der Schulter schob Bill noch einen Trecker zur Seite und drehte sich dann um. Nicht nur um sich machte er sich Sorgen, er dachte auch an Nadine. Wie leicht konnte auch sie von einer Kugel erwischt werden!

Mit dem Handrücken wischte Bill Conolly Dreck und Nässe aus seinem Gesicht, bevor er sich wieder auf den kurzen Rückweg machte.

Er wollte nur bis zum Bambus, erreichte ihn und bog einen Teil der Zweige so weit zur Seite, daß er durch die Lücke schauen konnte und auch dorthin sah, wo vor dem großen Fenster die tote Fledermaus lag.

Sie rührte sich noch immer nicht, und auch die Wölfin war verschwunden.

Dem Reporter fiel ein Stein vom Herzen. Den Killer jedoch vermutete er nach wie vor im Garten. Bill bedauerte es jetzt, daß sein Grundstück so groß war. Für den unbekannten Schützen gab es zahlreiche Möglichkeiten, sich zu verstecken.

Und was tat Nadine?

Bill konnte sich vorstellen, daß sie nicht so leicht aufgeben würde.

Aber das Tier lief auch in Gefahr, von einer Kugel getroffen zu werden, wenn es zu unvorsichtig war. Damit konnte er bei Nadine durchaus rechnen.

Er mußte sie in Deckung bringen.

Zu sehen war so gut wie nichts. Der Garten lag unter den Regenschleiern begraben. Bill hatte nur die Beleuchtung am Haus eingeschaltet. Er spielte jedoch mit dem Gedanken, auch die anderen Lampen im hinteren Gartenteil erstrahlen zu lassen.

Das wäre bestimmt nicht schlecht gewesen.

Dazu mußte er ins Haus und wieder durch das Licht. Sollte er es riskieren?

Nein, nicht auf die Art und Weise, wie Bill aus dem Haus gelangt war.

Er wollte, um vor den Kugeln einigermaßen sicher zu sein, um das Gebäude herumlaufen und den Vordereingang benutzen, obwohl ihm einfiel, daß er für den keinen Schlüssel bei sich trug.

Dann mußte er eben Sheila wachklingeln. Es war sowieso besser, wenn sie nicht schlief.

Noch einmal rief er nach Nadine.

Er rechnete nicht mit einem Erfolg, als er plötzlich einen Schatten sah.

Schräg raste er heran, und Bill sah noch etwas.

Den Einschlag der Kugel!

Im ersten Moment sah es so aus, als wäre Nadine erwischt worden, doch sie hatte rechzeitig genug einen Haken geschlagen und war so dem Geschoß entkommen.

Bill riskierte noch einmal einen Ruf. »Nadine!«

Noch einmal streckte sich der Körper der Wölfin. Er hob mit einem gewaltigen Sprung vom Boden ab und erreichte im nächsten Augenblick den Bambus, hinter dem Bill hockte.

Dann brach sie durch.

Auch Bill zog sich zurück, drehte sich und sah Nadine ein paar Schritte entfernt hocken. Sie starrte ihn aus ihren so menschlichen Augen an, als wollte sie ihm eine Botschaft übermitteln.

Der Reporter robbte zu ihr. Seine Hand fuhr in das nasse Fell.

Wassertropfen spritzten in die Höhe, und die Wölfin drückte ihre Schnauze gegen den Körper des Reporters. Sie wußte genau, wie sehr er mit ihr litt und daß es ihm ungemein leid tun würde, wenn ihr

etwas geschah.
Bill ließ sich einige Sekunden Zeit, um in Ruhe nachzudenken. Er glaubte nicht daran, daß der unbekannte und für ihn auch unsichtbare Killer nach diesen Fehlschüssen das Weite suchen würde. Nein, der hielt die Stellung und würde so lange lauern, bis sich Bill irgendeine Blöße gab.
Zunächst mußte er ins Haus. Dort konnte er weitere Maßnahmen treffen. Zudem war die Herkunft der Fledermaus noch ungeklärt.
Daß sie und der Killer in einem unmittelbaren Zusammenhang standen, war dem Reporter längst klar. Vielleicht hatte die Fledermaus den Schießer sogar als Rückendeckung mitgebracht.
Bill und Nadine liefen um das Haus herum, damit sie den Vordereingang erreichten.
Auf dem Weg dorthin war der Reporter sehr vorsichtig. Immer wieder schaute er sich um, doch innerhalb der dichten Regenschleier zeichnete sich keine Gestalt ab.
Unangefochten erreichten die beiden den vorderen Teil des Hauses.
Zweimal versuchte die Wölfin noch, auszubrechen. Bill hielt sie mit barschen Worten stets zurück. Sie gehorchte nur widerwillig.
Einen Schlüssel trug der Reporter nicht bei sich. Es tat ihm ein wenig leid, Sheila aus dem Bett zu klingeln, doch kaum hatte er den Knopf nach innen gedrückt, als die Tür schon geöffnet wurde.
»Bill!« Es war ein überraschter Aufruf, den Sheila ausstieß. »Meine Güte, was ist geschehen?« Sie schüttelte den Kopf, als sie ihn so durchnäßt vor sich stehen sah.
Ohne ein Wort der Erklärung drückte er seine Frau nach innen und sah auch zu, daß Nadine ihnen folgte. Dann schloß er die Tür und lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Ein paarmal atmete er tief durch.
Sheila stand vor ihm. Ihr Gesicht zeigte einen gespannten und fordernden Ausdruck. »Bitte, ich will eine Erklärung haben. Was hast du? Was ist denn alles passiert?«
Conolly grinste schief. Er wischte Wasser aus seinem Gesicht.
»Fast hättest du mich als Toten gehabt.«
»Ja.« Ohne ein weiteres Wort der Erklärung ging der Reporter in das Wohnzimmer und löschte das Außenlicht. Er hatte sich dicht an der Wand gehalten, drehte sich wieder um und erkannte den Schattenriß seiner Frau in der Tür.
»Kein Licht«, flüsterte er.
Sheila war lange genug mit Bill verheiratet, um zu begreifen. Aus lauter Spaß reagierte er so nicht.
Sie hielt sich im Schatten, als sie auf ihn zuging, und fragte noch einmal nach.
Bill nickte. Eine Antwort gab er noch nicht. Statt dessen ging er zur

Bar und schenkte sich einen Whisky ein. Er drehte das Glas in der Hand und starrte für einen Moment auf die kreisende Flüssigkeit, bevor er mit seinem Bericht begann.

Sheila hörte zu. Ihr Mann berichtete von Beginn an. Er vergaß nicht, daß Nadine ihn geweckt hatte. Er kam auf die tote Fledermaus zu sprechen und natürlich auf den heimtückischen Schützen, der ihn fast erwischt hätte.

Bill sah das Gesicht seiner Frau in der Dunkelheit nicht genau, sah jedoch, wie erstaunt und erschreckt sie war. Flüsternd lösten sich die Kommentare von ihren Lippen.

Bill nahm einen Schluck. »Was hast du gesagt?«

»Dann müssen wir damit rechnen, daß der Killer noch in der Nähe des Hauses lauert?«

»Natürlich.«

»Und jetzt?«

Bill wechselte das Thema. »Wie bist du eigentlich wach geworden?« erkundigte er sich.

»Das war ganz einfach. Ich spürte eine innere Unruhe. Schlafen konnte ich nicht mehr. Dort, wo du hättest liegen müssen, war niemand. Tut mir leid, aber so war es.«

Der Reporter lächelte. »Das braucht dir doch nicht leid zu tun, meine Liebe. Es ist eine natürliche Reaktion.«

Sheila schielte zum Fenster. »Jetzt haben wir das Haus abgesichert«, flüsterte sie, »und trotzdem gibt es noch Ärger.« Sie schüttelte den Kopf und bewegte dabei die Schultern. »Mit magischen Angriffen kommen sie nicht mehr durch. Dafür nehmen sie Killer.«

»Das ist nun mal der Lauf der Zeit«, sagte der Reporter.

»Möglichkeiten gibt es genug.«

»Sollen wir uns denn verschanzen?«

»Nein.«

»Was machen wir denn?«

»Ich lasse mir schon etwas einfallen«, erklärte Bill.

»Und was?«

Er deutete auf das Telefon. »Es gibt da einen alten Junggesellen, dem es sicherlich nichts ausmachen wird, mitten in der Nacht gestört zu werden. Weißt du Bescheid?«

»Natürlich, John!«

»Und wie.« Bill rieb sich die Hände, wobei er lächelte. »Ich freue mich schon, wenn er sich meldet und an die Decke geht.«

»Du kannst es nicht lassen.« Sheila sagte dies wenig überzeugend.

Bill war schon am Apparat. Er wählte, preßte den Hörer gegen das Ohr und schaute seine Frau dabei an. »Ha«, sagte er plötzlich. »Ich habe ihn an der Strippe. He, du müder Krieger, jetzt geht es rund…«

***

Als ich meinen Bentley über den regenassen Weg auf Bills Haus zusteuerte, wischte ich mir den letzten Schlaf aus den Augen. Der Anruf hatte mich zu einer Zeit erwischt, wo normale Menschen tief schlafen.

Mir erging es nicht anders, ich war ziemlich sauer gewesen, doch Bill rief nie ohne Grund an. Daß ein Killer auf ihn Jagd machte, verscheuchte bei mir den letzten Rest der Müdigkeit. Vor kurzem war es Zerberus, der Höllenhund, gewesen, jetzt tauchte ein Killer auf, der den Reporter unter Beschuß nahm.

Irgend etwas war da faul. In der letzten Zeit schien sich einiges gegen die Conollys verschworen zu haben, wie vor einigen Monaten, als der Teufel zu einem Großangriff gegen die Familie geblasen hatte.

Wir würden sehen.

Eine schußsichere Weste trug ich nicht. Aus diesem Grunde war ich auch sehr vorsichtig, als ich den Wagen verließ. Wer sagte mir, daß nicht auch ich im Fadenkreuz des Killers stand?

Der Vorgarten war beleuchtet. Es gab zahlreiche Lichtinseln. Die Schatten allerdings überwogen. Und dort konnte der Killer lauern.

Tief verborgen in der Schwärze. Das Gewehr angelegt, mit dem Sucher den Vorgarten abstreifend.

Als ich ausstieg, zog ich den Kopf ein und hielt mich in Deckung meines Autos. Ich peilte zur Haustür hin. Geschlossen war sie nicht.

Spaltbreit stand sie offen. In der Öffnung sah ich eine Gestalt. Es war Bill Conolly. Etwa in halber Körperhöhe entdeckte ich ein dunkles Loch. Bills Revolver.

Der Reporter nickte mir zu. Fast kam ich mir ein wenig lächerlich vor, als ich mit schnellen Sprüngen die Distanz überwand und die Haustür unangefochten erreichte.

Dort schlüpfte ich durch den Spalt, und Bill schloß die Tür sehr schnell.

In der Diele warteten auch Sheila und Nadine. Die Wölfin sprang mich an. Die Begrüßungszeremonie war jedesmal gleich. Ich kraulte ihr Fell und spürte noch die Nässe.

Der Wohnraum war dunkel. Wir standen im Flur zusammen und besprachen uns.

Bill erstattete mir einen genauen Bericht. Ich hob ein paarmal die Schultern, denn ich konnte mir nicht vorstellen, wer auf den Reporter geschossen hatte. Natürlich gab es genügend Feinde, aber die reagierten normalerweise anders. Die feuerten nicht mit Schußwaffen, sondern verließen sich auf andere Mittel.

»Jetzt bist du so schlau wie ich«, sagte Bill.

»Das stimmt.«

»Wie sollen wir vorgehen?«

Ich sprach von der Fledermaus. »Sie kann vielleicht die Spur zu

unseren Gegnern sein.«
»Das wären Vampire.«
»So sehe ich es.«
»Und wer käme in Frage? In der letzten Zeit ist es etwas ruhig um die Blutsauger geworden.«
Da stimmte ich meinem Freund zu. Ich dachte an meine letzten Erlebnisse und hatte plötzlich zwei Namen gefunden. »Boris Bogdanowich und der Baron von Tirano.«
»Die kenne ich nicht.«
»Nein, du warst nicht dabei, aber das sind die Vampire, die mir momentan einfallen.«
»Lady X ist ja tot.«
»Sicher.«
Wir waren beide nicht überzeugt, obwohl es keiner von uns aussprach.
Aber wir würden sehen. Die Spur zu den Vampiren, falls sie überhaupt dahintersteckten, war der unbekannte Killer. Und den mußten wir finden.
Ich ging in den Wohnraum. Dabei behielt ich die Scheibe im Auge.
Das Rollo versperrte teilweise den Blick in den Garten.
In einem Sessel nahm ich Platz. »Wenn du willst, kannst du mir auch einen kleinen Wachmacher geben.«
Bill verstand. Von der Bar holte er mir einen Whisky. Ich trank in langsamen Schlucken. Das Prassern hatte aufgehört. Es regnete nicht mehr, und Bill hatte auch die übrigen Leuchten im hinteren Teil des Gartens eingeschaltet.
»Welche Verstecke kann der Killer genommen haben, falls er sich auf deinem Grundstück befindet?«
Mein Freund zählte auf. Da kam einiges zusammen. »Und er besitzt von allen Punkten einen guten Überblick.«
Ich leerte das Glas. »Wie sieht es bei den Nachbarn aus?«
Bill verstand mich. »Willst du von dort kommen?«
»Unter Umständen. Irgendwie müssen wir ihn ja locken. Wir können auch im Haus bleiben und warten, bis es hell wird. Das hat keinen großen Sinn, denn du würdest immer mit der Gewißheit leben, einen Killer auf der Fährte zu haben.«
»Für mich und Johnny wäre es ebenfalls unerträglich«, meldete sich Sheila.
Ich pflichtete ihr bei. »Was wir jetzt erledigen können, dürfen wir nicht verschieben.« Ich drehte mich aus dem Sessel. »Komm.«
»Und wie willst du vorgehen?«
»Wir müssen versuchen, ihn in die Zange zu nehmen, bevor er das mit uns macht. Also von zwei verschiedenen Seiten. Das ist unsere einzige Chance. Irgendwann wird er dann zwischen die Fronten

geraten. Außerdem interessiert mich die tote Fledermaus brennend. Sie möchte ich auf jeden Fall untersuchen.«

»Gebt nur acht!« warnte Sheila.

Ich hatte noch eine Frage an sie. »Sind unten die Türen verschlossen? Ich meine, im Keller und zum Garten hin.«

»Alles zu.«

»Das ist gut.« In der Diele zog ich meine Beretta und öffnete vorsichtig die Haustür.

Bill hatte die Leuchte direkt über der Tür sicherheitshalber ausgeknipst. Das war gut so, denn wir würden, wenn wir auf der Schwelle standen, kaum ein Ziel abgeben.

Geduckt huschte ich nach links und fand Deckung hinter zwei Fliederbäumen, deren blühende Zweige ein wenig trostlos nach unten hingen. Überall tropfte noch das Wasser. Der letzte Regen hatte seine Spuren hinterlassen, Bill stand noch im Haus. Ich schaute im schrägen Winkel auf den Eingang und sah, daß sich die Tür bewegte. Dann glitt mein Blick in den Garten.

Der Boden war weich. An tieferen Stellen hatten sich Pfützen gebildet.

Auf ihre Oberfläche warf das Licht der Gartenlampen seine blassen Reflexe.

Blätter, Zweige und die Nadeln der Tannen bewegten sich im leichten Wind. Es sah eigentlich alles normal aus. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, in der Nähe einen Killer zu vermuten.

Dennoch lauerte er.

Und der Fremde wurde wahrgenommen. Es war die Wölfin, die Bill Conolly warnte.

Sie befand sich noch im Haus. Selbst ich vernahm das bellende, irgendwie heiser klingende Geräusch, mit dem sie sich bemerkbar machte, und schrie Bill eine Warnung zu.

Da peitschte der Schuß.

Es war ein scharfer Klang, dessen Echo von dicht belaubten Gewächsen verschluckt wurde, aber ich hatte ihn sehr genau gehört und auch herausgefunden, daß mit einem Gewehr geschossen worden war.

Ich hörte Bill fluchen. Die Haustür bekam einen Schlag ab, mehr geschah nicht, denn der Reporter hatte sich im letzten Augenblick wieder zurückgezogen.

»Bleib da!« brüllte ich und drehte mich hinter meiner Deckung, denn der Schuß war im Vorgarten abgegeben worden. Vielleicht auf der Mitte zwischen Haus und Eingang.

Dort mußte der Killer lauern.

Ich wollte ihn haben.

Ob er mich beim Verlassen des Hauses gesehen hatte oder nicht, war

mir egal. Möglicherweise war er erst später gekommen, deshalb war ich auch nicht beschossen worden, aber jetzt standen die Chancen gleich.

Geduckt lief ich über ein Beet.

Sehr lange Schritte machte ich. Eine Buschreihe gab mir Deckung zum Vorgarten hin. Ich erreichte einen schmalen Weg, der vom Regen aufgeweicht war. Nasse Blätter schlugen gegen mein Gesicht.

Ich spürte das Wasser auf der Haut und den Lippen. Als ich ungefähr die Hälfte der Distanz zwischen Haus und Tor überwunden hatte, blieb ich stehen.

Neben einem Pflaumenbaum tauchte ich unter.

Ihr dunkles Blattwerk gab eine gute Deckung ab, war aber so gewachsen, daß ich auch daran vorbei in den Garten schauen konnte und ihn in seiner gesamten Breite sah.

Wo lauerte der heimtückische Killer?

Es bewegte sich zwar etwas, nur war es kein Mensch, sondern das frische Laub. Es irritierte, weil es hin und wieder aufleuchtete, wenn es in den Schein der Gartenlampen geriet.

Es kam jetzt darauf an, wer die besseren Nerven besaß. Hoffentlich blieb Bill im Haus, was ich allerdings nicht so recht glauben wollte, denn der Reporter war einfach nicht der Typ, nichts zu tun.

Er mußte immer dort sein, wo es brannte.

Ich hatte mich mittlerweile an die Lichtverhältnisse gewöhnt und mich auch auf sie eingestellt. Das Hell und Dunkel des Gartens, mal Schatten, mal Licht, all das schuf eine unnatürliche Atmosphäre, durch die noch träge dicke Dunstschwaden zogen, da ein Teil der Feuchtigkeit auf dem Boden verdampfte.

Das erschwerte die Sicht erheblich.

Dagegen tun konnte ich nichts, also fand ich mich damit ab.

Es verstrichen ungefähr zwei Minuten. Mein Gegner und ich unternahmen nichts. Wir blieben beide in Deckung. Manchmal tropfte es in meinen Nacken. Von den Blättern der Blutpflaume fielen die Tropfen nach unten. Meine Augen wurden allmählich müde vom langen Starren, wobei ich mich in einer besseren Lage fühlte als der Killer. Er war gezwungen, etwas zu unternehmen, denn er wollte den Erfolg.

Ich lauerte nur.

Manchmal schaute ich auch zum Haus. Dort tat sich nichts. Da die Beleuchtung in seiner unmittelbaren Nähe ausgeschaltet worden war, wirkte es wie ein gewaltiger Klotz.

Von Bill sah ich nichts. Zum Glück ließ sich Nadine auch nicht blicken. Sie hätte zu leicht die Aufmerksamkeit des Killers auf sich ziehen können.

Mal sehen…

Ich sank ein. Der Boden war matschig und schwer geworden.

Noch einmal schaute ich rechts an der Blutpflaume vorbei und bekam einen guten Blick auf das Haus.

Da entdeckte ich den Schatten!

Er huschte, ging aber aufrecht, und ich wußte sofort, um wen es sich handelte.

Der Killer war da!

Wie er es von mir ungesehen geschafft hatte, das Haus fast zu erreichen, war mir schleierhaft. Er schaute zum Glück nicht in meine Richtung, so konnte ich mich bewegen, ohne von ihm entdeckt zu werden.

So leise wie möglich wechselte ich meinen Standort. Geduckt lief ich.

Dabei ließ ich den Schatten nicht aus den Augen, der die Richtung abermals änderte und sich der Haustür zuwandte.

Zum Glück war es nicht still. Die von den Blättern fallenden Tropfen erzeugten genügend Geräusche, auch das Laub vom letzten Herbst lag nicht auf dem Boden, nur wenn ich in Pfützen trat, gab es Geräusche.

Die verursachte der Killer auch.

Ich holte sogar auf.

Er glitt voran, passierte die Haustür und wollte wahrscheinlich zu meinen Wagen gelangen.

Ich wurde schneller.

Kurz bevor er hinter dem Bentley Deckung nehmen konnte, rief ich ihn an. Meine Stimme klang nicht einmal laut, als ich »Stehenbleiben!« zischte.

Der Mann rührte sich nicht. Er konnte sich vorstellen, daß ich keine Spielzeugpistole in der Hand hielt und wußte genau, wie er zu reagieren hatte.

»Gut, mein Freund, gut«, sagte ich. »Keine Bewegung und weg mit der Waffe. Ich habe die besseren Argumente!«

Er trug das Gewehr in der linken Hand, streckte den Arm nun waagerecht aus und öffnete die Faust. Das Gewehr fiel zu Boden.

Mit dem Kolben zuerst schlug es auf und kippte dann zur Seite. Es blieb so weit von ihm entfernt liegen, daß es ihm Mühe bereiten würde, schnell an die Waffe heranzukommen.

Ich ging auf ihn zu. Dabei schaute ich ihn mir genau an. Er war breit und kompakt gebaut. Seine Statur ließ bei ihm auf außergewöhnliche Kräfte schließen. Die Arme hatte er halb erhoben. Er trug eine dunkle Lederjacke, die naß glänzte. Sein Haar war ebenfalls dunkel.

Drei Schritte hinter ihm verhielt ich meinen Schritt. »Und jetzt geh weiter!« flüsterte ich. »Bis zum Wagen. Da kannst du deine Hände auf das Dach legen und dich breitbeinig hinstellen. Und keine Tricks, verstanden?«

»Klar.«

Zum erstenmal hatte ich seine Stimme gehört. Sie klang kalt und rauh.

So gefühllos, als hätte ich mit einem Automaten geredet.

Er gehorchte meinem Befehl. Den ersten Schritt ging er vor, auch den zweiten. Und dann versuchte er es.

Plötzlich fuhr er herum und ließ sich gleichzeitig zusammensacken. Es waren zwei Bewegungen in einer. Blitzschnell ausgeführt, und ich sah auch, wie sich sein rechter Arm bewegte. Eine typische Reaktion, die entsteht, wenn jemand eine Waffe ziehen will.

Und das wollte er.

Ich ließ ihn halb herumkommen, sprang gleichzeitig zur Seite und mußte schießen.

Die Beretta spie die Silberkugel aus. Ich sah den Treffer und hörte seinen Schrei. Hart hatte es ihn erwischt. Durch seine schnelle Bewegung war mein Geschoß in seine Brust gefahren. Beide Arme riß er hoch und bewegte sich rückwärts. Mit zitternden Schritten ging er auf den Bentley zu und stieß mit dem Rücken dagegen.

In der rechten Hand hielt er den Revolver. Sein Gesicht war verzerrt.

Unter großen Mühen versuchte er, die Waffe in die Höhe zu bekommen, doch der Arm schien plötzlich mehrere Zentner zu wiegen. Es klappte nicht. Der Revolver rutschte ihm aus der Hand, prallte auf die Steine und blieb unerreichbar für den Killer liegen.

Er selbst verlor das Gleichgewicht. Schwer schlug er zu Boden, wo er sich nicht mehr rührte.

Hatte ich ihn erschossen?

Mein Herz schlug wild, als ich auf den Leblosen zuging. Ich warf zufällig einen Blick auf die Tür und sah das Gesicht meines Freundes Bill Conolly hinter dem Spalt.

»Du kannst kommen!«

Bill schlüpfte ins Freie. »Hast du ihn erwischt, John?«

Ich deutete auf die reglose Gestalt. Bill schaute mich kurz an, bevor er zu dem Fremden ging und sich neben ihn kniete. Er nahm beide Hände zu Hilfe, um ihn auf den Rücken zu drehen.

Auch ich kniete mich hin. Beide schauten wir in ein blasses Gesicht.

Auf der Stirn lag der Schweiß in kleinen Perlen. Den Mund hielt der Mann offen. Röchelnd kam der Atem über seine Lippen. Vor dem Mund sahen wir rosafarbenen Schaum. Speichel, der mit Blut gemischt war.

Dieser Killer würde nicht mehr lange leben. Aber noch war er nicht tot, und vielleicht schaffte ich es, aus ihm einige Informationen herauszuholen. Ich beugte mich über ihn, während ich meine Hände auf die Rundungen seiner Schultern gelegt hatte.

»Reden Sie, Mister! Weshalb haben Sie auf uns geschossen?«

Er starrte mich an. Noch steckte Leben in seinen Augen.

Wahrscheinlich hatte er meine Frage auch verstanden, doch er verschloß den Mund, weil er einfach keine Antwort geben konnte oder wollte.

»Wer gab Ihnen den Auftrag?«

»Die vier…«

Es waren nur zwei Worte, die er mir erwiderte. Dann drang ein schwerer Atemzug aus seinem Mund, und einen Augenblick später wurde sein Körper schlapp.

Es war vorbei!

»Er ist tot«, flüsterte Bill.

»Leider.« Ich erhob mich, zuckte mit den Schultern und starrte sekundenlang ins Leere, während Bill damit begann, die Taschen des toten Killers zu untersuchen. Wir mußten den Namen des Killers erfahren. Wenn wir ihn wußten, war uns schon viel geholfen.

Große Hoffnung hatte ich nicht, und Bill bestätigte meine Annahme sehr bald. »Tut mir leid, John, aber Papiere trägt er nicht bei sich.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

»Und nun?«

»Bin ich so schlau wie vorher.«

»Das meine ich nicht. Vielleicht ist er registriert. Wenn sich die Erkennungsdienste mit ihm beschäftigen, kann da sicherlich etwas bei herauskommen.«

Der Ansicht war ich auch. Ich würde die entsprechenden Kollegen anrufen, aber da gab es noch die Fledermaus, die an der Rückseite des Hauses lag. Vielleicht führte sie uns auf eine Spur.

Wir gingen wieder hinein. Zunächst schaltete Bill das Licht an.

Sheila stand noch in der Diele. Auf ihrem Gesicht lag eine unausgesprochene Frage, die Bill mit den Worten »Er ist tot« beantwortete.

»Hast du ihn erschossen, John?«

»Ja, leider. Es war gewissermaßen Notwehr. Lebend wäre er mir lieber gewesen.«

»Das kann ich verstehen.« Sheila schüttelte sich, weil eine Gänsehaut über ihre Gestalt rann.

Bill Conolly war schon in den Wohnraum gegangen. Dort brannte ebenfalls die Festbeleuchtung, und der Reporter ließ jetzt das Rollo nach oben summen.

Im Garten brannten alle Lampen, so daß er wie eine helle Insel in der Dunkelheit wirkte. Ich öffnete die Tür, ging nach draußen und wandte mich dort scharf nach links, um mir die Fledermaus im Licht anzusehen.

Sheila hielt Nadine zurück. Beide blieben im Haus.

Das Tier war wirklich unwahrscheinlich groß. Zu groß für eine normale Fledermaus. Ich dachte zwangsläufig an einen Vampir.

Und zwar an einen Menschen, dem es gelang, sich in eine so große Fledermaus zu verwandeln. Die Spannweite ihrer Flügel war doppelt so lang wie meine ausgestreckten Arme.

Sie lag am Boden und rührte sich nicht. Weshalb nicht? Diese Frage stellte ich mir. Irgend etwas mußte sie umgebracht haben. Nadine, die Wölfin, war es bestimmt nicht gewesen. Da sich Bill mit dem gleichen Gedanken beschäftigte, gab es für uns beide nur eine Lösung.

»Sie muß die Zeichen übersehen haben, die Pater Ignatius gesetzt hat«, erklärte er.

Das war auch meine Ansicht. »Fragt sich nur, wie sie umgekommen ist. Und wogegen sie flog?«

»Das werden wir gleich haben«, erklärte der Reporter. »Sie ist…«

Er schlug sich gegen die Stirn. »Das kannst du ja nicht wissen. Du warst ja in den letzten Tagen nicht anwesend…«

Das stimmte. Ich hatte in Schottland zu tun gehabt und ein furchtbares Mörder-Weekend erlebt, wobei ich gleichzeitig in ein Dämonen-Paradies gekommen war. Leider hatte ich mich von dem Pater nicht verabschieden können und auch noch nicht dessen Arbeit begutachtet.

Bill zeigte mir die »Sicherungen«. Es waren Dämonenbanner. Das begann bei lateinischen Bannsprüchen. Ich sah Kreuze und andere Zeichen der Weißen Magie. An strategisch wichtigen Stellen hatte sie der Pater auf die Hauswand gemalt. Mit einer Farbe, die auch witterungsbeständig war und blieb.

»Irgendwo hier muß es sie erwischt haben«, meinte der Reporter und nickte bei seinen eigenen Worten.

»Ja, natürlich.«

Im Prinzip war es egal. Ich wollte nur genau nachschauen und mir auch die Stellen merken, wo das Haus abgesichert worden war.

Father Ignatius hatte seine Aufgabe gut erfüllt, so daß ich zufrieden sein konnte.

Wir kehrten zur Fledermaus zurück. »Hilf mir mal, sie herumzudrehen«, bat ich Bill. »Irgendwo muß es doch ein Anzeichen für eine Verletzung geben. Die ist doch nicht nur so gestorben.«

Es war keine einfache Arbeit, das Geschöpf auf den Rücken zu wälzen. Schließlich wurden wir fündig. Unter dem kleineren Kopf und an der Brust sahen wir den dunklen Fleck. Als wir genauer nachschauten, erkannten wir, daß die lederartige Haut dort stark eingerissen worden war und ein Loch auf wies.

Die Ränder wirkten wie verbrannt. Weiter brauchten wir das Tier nicht zu untersuchen, wir hatten jetzt die Lösung gefunden.

»Und trotzdem hat sie sich nicht aufgelöst«, sagte Bill. »Verstehst du das, John?«

»Kaum.«

»Was steckt dahinter?«
Ich hob die Schultern, »Wir haben die tote Fledermaus, wir haben einen ebenfalls toten Killer, und wir kennen die letzten Worte, die er in seinem Leben gesagt hat. Da ging es um die Zahl vier. Was kannst du damit anfangen?«
»Nichts.«
»Ich auch nicht«, gab ich ehrlich zu. »Vielleicht hat er vier Fledermäuse gemeint.«
»Kann schon sein.« Bill deutete auf das Tier. »Was wäre denn, wenn wir versuchen, es noch einmal zu töten.«
»Du denkst an eine Silberkugel?«
»Unter anderem.«
Ich überlegte. »Ja, nicht schlecht. Nur möchte ich keine weitere Kugel verschwenden, auch wenn Father Ignatius Nachschub mitgebracht hat. Ich nehme die Eichenbolzen-Waffe.«
»Einverstanden.«
Die Pistole lag in meinem Einsatzkoffer. Als ich die Haube öffnete, fiel mein Blick wieder auf den Toten. Mich plagte so etwas wie ein schlechtes Gewissen. Ich hatte den Mann nicht umbringen wollen, aber er hatte sich im entscheidenden Augenblick so dumm bewegt, daß die Kugel sein Leben auslöschte.
Die Druckluftpistole, mit der ich Eichenbolzen verschoß, war eine klobige Waffe mit einem dicken Lauf. Ich dachte daran, daß ich sie lange nicht mehr eingesetzt hatte. Jetzt war es wieder an der Zeit.
Bill wartete gespannt auf mich.
Ich blieb neben der toten Fledermaus stehen, visierte genau und zielte dicht unter den Kopf.
Dann drückte ich ab.
Ein zischendes Geräusch erklang. Es war ziemlich leise, den Rückstoß der Waffe merkte ich kaum, bekam allerdings mit, daß das spitze Geschoß mit so großer Wucht in den Körper der Fledermaus eindrang, als wollte es das Tier auf dem Boden festnageln.
Das geschah natürlich nicht, aber die Fledermaus zuckte zusammen, als wäre sie aus einem tiefen Schlaf erwacht. Plötzlich bewegten sich die Schwingen.
Zwei-dreimal, mehr nicht.
Dann lag sie still.
Ich runzelte die Stirn und wurde, wie auch mein Freund, überrascht, als ich sah, daß sich das Tier vor unseren Augen auflöste. Der Verfaulungsprozeß, wie wir ihn von den normalen Vampiren her kannten, war nicht mehr aufzuhalten. Die Fledermaus verging vor unseren Augen. Ihr Körper wurde braun und brüchig, bevor er völlig auseinanderfiel.
»Da ist guter Rat teuer«, murmelte Bill. »Hast du eine Erklärung?«

»Kaum.«

»Ich kann mir nur vorstellen«, fuhr Bill fort, »daß eines der Zeichen zu schwach gewesen ist.«

»Möglich, obwohl ich daran nicht so recht glauben will. Vielleicht ist sie nur in die Nähe gekommen.«

»Und der Abdruck?«

Klar, da stimmte einiges nicht. Ich wußte mir jetzt auch keinen Rat und kam wieder auf den Killer zu sprechen. »Vielleicht führt uns seine Identifizierung weiter.«

»Wollen wir hoffen.«

Bill und ich gingen wieder ins Haus. Sheila wartete im Wohnzimmer.

Sie war blaß. »Ich habe durch die Scheibe mit ansehen können, was passiert ist. Wie kann das sein?«

»Das wissen wir auch nicht«, erwiderte ich.

»Sind wir in Gefahr?«

»Möglich«, gab ich zu. Es hatte keinen Sinn, Sheila Illusionen zu machen. Beim nächsten Satz schränkte ich die Antwort ein. »Sei nur froh, daß euch Father Ignatius geholfen hat. Sonst sähe es wirklich gefährlicher aus.«

»Ja, du hast recht.«

»Die Spur ist der Tote.« Bill deutete auf das Telefon. »Willst du nicht anrufen?«

»Doch, natürlich.« Zeit durften wir nicht mehr verlieren. Ich mußte ehrlich eingestehen, daß ich ein wenig durcheinander war. Die Fledermaus, der Killer, die seltsamen Andeutungen des Mannes kurz vor seinem Tod – was hatte das alles zu bedeuten?

Ich wollte es herausfinden. Auch bei Dämonen geschah nichts ohne Grund, das muß ich immer wiederholen.

Ich brauchte keine langen Erklärungen abzugeben. Die Kollegen versprachen, so rasch wie möglich zu kommen.

Sheila hatte eine gute Idee, verschwand in der Küche und kochte für uns eine Kanne Kaffee. Schon der Duft tat gut und weckte unsere Lebensgeister. Trotz der Vorfälle war die Müdigkeit nicht aus meinen Knochen verschwunden.

Ich hatte die Beine langgemacht und starrte gegen die helle Decke.

»Was hast du, John?« fragte Bill.

»Ich überlege nur. Da stimmt einiges nicht, das will ich dir ehrlich sagen.«

»Und was?«

»Irgendwie habe ich das Gefühl, vor einem großen Fall zu stehen. Das hier war nur der Auftakt. Vielleicht sollten auch falsche Spuren gelegt werden, doch ich bin der Meinung, daß da etwas auf uns zurollt.«

»Vielleicht versucht es Asmodis noch einmal.«

»Nein, der hat mit anderen Dingen genug zu tun. Ich weiß nicht, Bill, aber ich glaube fest daran, daß da etwas anderes dahintersteckt. Der Vampir macht mir Sorgen, dazu die seltsame Aussage des Killers. Was kann man damit anfangen?«

»Vielleicht sind es vier Killer gewesen, die man auf mich angesetzt hat?«

»Möglich. Wenn dem so ist, frage ich dich, wer dahinter steckt? Jemand muß den Auftrag gegeben haben.«

»Das weiß ich auch nicht.«

Sheila kam mit dem Kaffee. Unser Gespräch stockte. Bills Frau schaute uns scharf an. »Irgend etwas war doch, ihr beiden.«

»Nein, wieso?«

»Warum habt ihr denn aufgehört zu sprechen, als ich kam?«

»Weil wir uns jetzt auf deinen Kaffee freuen, meine Liebe«, erwiderte ich.

Sie lachte. »Das soll ich euch glauben?«

»Weshalb nicht?«

Wir nahmen unsere Tassen vom Tablett und tranken in kleinen Schlucken. Bill veredelte seinen Kaffee noch, indem der einen Schuß Cognac hineingoß. Ich trank ihn ohne Alkohol. Schließlich wollte ich noch zurückfahren.

Es dauerte nicht mehr lange, da trafen meine Kollegen ein, die sich wirklich beeilt hatten. Ich war gespannt, ob sie es schafften, den Killer zu identifizieren. Er war schließlich die einzige Spur, die wir hatten.

Aus dem Staub der Fledermaus konnten wir nichts herauslesen.

***

»Er war ein guter Mann«, sagte Violetta Valeri und strich ihre lange schwarze Haarmähne zurück.

Die Frau, die ihr gegenübersaß, nickte. »Auch ich habe herrliche Stunden mit ihm verlebt.« Sie lächelte, während sich ihr Blick allmählich verklärte. »Ich weiß noch, wie er sagte: ›Meine liebe Gloria Gordon. Du kannst deinen Namen behalten, obwohl ich dich geheiratet habe…«

»Das hat er zu mir auch gesagt«, meldete sich die dritte. Sie hieß Helga Gramer. Ihr Haar war so blond wie blühender Weizen, und das Gesicht zeigte einen schmalen feinen Schnitt.

»Und jetzt ist er tot.« Die vierte im Bunde, Isabell Mori, nickte. »Er ist tot, aber wir leben.«

»Und verwalten sein Erbe«, sagte Violetta.

»Was hat er denn hinterlassen?«

»Aber Isabell, du weißt doch, daß es uns nicht um das reine Geld geht. Unser Mann war viermal verheiratet. Wir sind seine Witwen. Eigentlich müßten wir aufeinander eifersüchtig sein. Sind wir das

denn?«

»Nein!« Die Antwort gaben die drei übrigen. »Wir sind nicht eifersüchtig. Dafür eine Interessengemeinschaft.«

»So sehe ich es auch, liebe Helga.« Violetta stand auf. Sie trat an das Fenster und schaute in den kleinen Park. Es hatte stark geregnet.

Alles war naß. Die Blätter an den Ästen erreichten fast die Scheibe des im ersten Stock liegenden Fensters. Niemand sprach mehr. Nur das Knistern des Kaminholzes war zu hören, wenn es von den Flammen erfaßt und verbrannt wurde. Hin und wieder stiegen ein paar Funken in die Höhe und verschwanden wie Glühwürmchen im Schacht.

Gloria Gordon griff zu den Zigaretten. Sie rauchte eine leichte Frauenmarke.

Das dünne Stäbchen paßte zu den Händen mit den schlanken Fingern und den rotlackierten Nägeln.

In den nächsten Minuten schwiegen die Frauen, denn sie dachten zurück. Sie alle waren einmal mit dem Mann verheiratet gewesen, der nun vernichtet worden war.

Es hatte ihn im fernen Indien erwischt, und es war einige Zeit ins Land gegangen, bevor die Witwen erfahren hatten, daß er nicht mehr lebte.

Alle vier dachten, ohne sich abgesprochen zu haben, nur an eines.

An Rache!

Es war ihnen gelungen, miteinander Verbindung aufzunehmen, und sie hatten einen Plan ausgeklügelt. Dabei war ihnen zugute gekommen, daß sie auf Geld nicht zu achten brauchten. Eine jede war dementsprechend versorgt, und sie konnten die finanziellen Mittel einsetzen, um ihrem Plan zu einem Erfolg zu verhelfen.

»Wie lange ist das alles her«, unterbrach Isabell Mori nach einer Weile das Schweigen.

»Jahre«, meinte Helga Gramer.

Scharf wandte sich die am Fenster stehende Violetta um. »Aber nicht zu lange, meine Lieben. Das Feuer der Rache brennt in unseren Herzen. Wir werden den Mann vernichten, der die Schuld an dem Tod unseres geliebten Mannes trägt.«

»John Sinclair!« sagte Gloria Gordon in die nachfolgende Stille hinein.

»Ja, John Sinclair«, wiederholte Violetta Valeri. »Wenn es der Killer nicht schafft, nehmen wir uns den Geisterjäger vor.«

»Er ist gefährlich«, meinte Gloria.

»Wir sind zu viert«, hielt Violetta dagegen.

»Trotzdem sollten wir Plan zwei in die Endstufe treten lassen. Ich habe ein komisches Gefühl.«

»Ich auch«, sagte Helga.

»Meinst du, daß er dem Killer entkommt?« wunderte sich Violetta.

»Wir haben es gut eingefädelt. Die Sache lief nicht einmal direkt gegen ihn, sondern über einen anderen. Er muß einfach reinfallen. Er muß. Wie soll er wissen können, daß…?« Violetta Valeri schüttelte den Kopf.

Sie war fest von ihrem Plan überzeugt, denn sie hatte ihn schließlich ins Leben gerufen. »Nein, meine Lieben, Sinclair wird es erwischen. Ich glaube daran.«

»Haben wir nicht immer abgestimmt?« fragte Gloria.

»Ja.«

»Das sollten wir auch jetzt machen.«

Helga Gramer und Isabell Mori nickten, als sie diesen Vorschlag hörten, und Violetta gab sich geschlagen.

»Gut, stimmen wir ab.« Sie setzte sich wieder auf ihren Platz und schaute die Frauen der Reihe nach an. »Wer ist also dafür, daß Plan zwei schon jetzt in Aktion tritt?«

Violetta Valeri bekam nicht sofort eine Antwort. Erst nach einer Weile hoben die drei Frauen ihre rechten Arme.

Drei gegen eins.

Das Verhältnis stimmte. Es war ausdrücklich gegen Violetta votiert worden.

Die dunkelhaarige Frau gab sich geschlagen. »Ihr habt mich überstimmt, obwohl ich eure Sorge noch immer nicht begreifen kann. Aber ich werde mich fügen.«

Helga Cramer beugte sich vor. »John Sinclair darf man nicht unterschätzen!«

»Der Killer ist auch gut. Schließlich hat er zehntausend Pfund bekommen. Eine hohe Summe.«

»Wer sagt dir denn, daß er es trotzdem schafft.«

»Er wird alles einsetzen.« Violetta lächelte. »Ich will aber nicht dagegen reden, sondern mich beugen. Ihr habt, es beschlossen, dabei bleibt es. Demnach werden wir gemeinsam versuchen, Sinclair zu vernichten, falls der Killer es nicht geschafft hat.«

Die drei nickten.

»Und wie er sterben wird«, flüsterte Isabell Mori. Sie legte den Kopf zurück. In ihre dunklen Augen trat ein harter Glanz. »Er wird einen Tod erleiden, wie er schlimmer nicht sein kann. Das schwöre ich euch, meine Lieben. Zum Glück haben wir alles vorbereitet.«

»Ja, eigentlich kann bei uns nichts schiefgehen«, stimmte Gloria Gordon ihr zu.

Helga dachte praktischer. »Wir sollten jetzt fahren.«

»Weshalb diese Hast?« fragte Violetta.

»Die Nacht ist bald vorbei.«

Das stimmte. Wenn Plan zwei erfolgreich sein sollte, mußten sie jetzt und schnell etwas tun.

»Nur einen Moment noch. Bevor wir es durchführen, sollten wir sein Erbe übernehmen.«

Drei Augenpaare schauten auf Violetta. »Hast du es denn bereit?« wurde sie von Isabell gefragt.

»Natürlich. Auf diese Stunde haben wir alle gewartet. Nun gibt es kein Zurück mehr. Wir haben uns einmal etwas vorgenommen und werden es durchführen. Was wir gleich unternehmen, ist das Ende und gleichzeitig ein Beginn.«

Die drei anderen nickten. Sie schauten Violetta Valeri nach, als sie den Raum verließ. Ihre Schritte verklangen. Die anderen blieben in der Stille sitzen.

Auch das Feuer brannte allmählich herunter. Niemand legte noch Holz nach. Wofür auch? Sie würden das Haus sowieso bald verlassen. Mit starren Blicken schauten sie in die Flammen. Manchmal, wenn die Feuerzungen aus dem Kamin hervorleckten, umschmeichelte ein Spiel aus Licht und Schatten ihre starren Gesichter.

Sie konzentrierten sich auf das Kommende. Niemand erhob mehr Einspruch. Eine jede hatte es so gewollt. In den letzten Wochen hatten sie nur mehr für ihre Rache gelebt. Rache an dem Mann zu nehmen, der John Sinclair hieß und sich Geisterjäger nannte.

Violetta Valeri kehrte zurück. Sie trug einen kleinen Korb auf den Handflächen. Über den Rand schauten die Hälse von vier Flaschen hervor.

Violetta lächelte, als sie den Korb auf dem Tisch abstellte. Dann nickte sie den anderen zu. »Hier habe ich das, was unser Mann jedem von euch hinterlassen hat, bevor er sich trennte. Er schien gewußt zu haben, daß wir es einmal brauchen.« Nach dem letzten Wort faßte Violetta die erste Flasche an, hob sie aus dem Korb und reichte sie Gloria Gordon. »Für dich, meine Liebe.«

Auch Helga Gramer und Isabell Mori bekamen ihre Zuteilung. Die Flaschen standen vor ihnen. Nicht allein das Glas war dunkel, auch die Flüssigkeit, die sich in den Flaschen befand.

Violetta Valeri machte den Anfang. Sie schraubte die Flasche auf, beugte ihren Kopf vor und roch an der Öffnung. »Ja«, sagte sie. »Das ist es. Das genau ist das Blut unseres Meisters. Macht es mir nach, meine Schwestern. Tut den letzten, entscheidenden Schritt, denn durch diesen Trunk sind wir mit ihm verbunden.«

Die Frauen hoben die kleinen Flaschen an. In ihren Gesichtern regte sich nichts, als sie die Öffnungen an ihre Lippen brachten. Für einen Moment zögerten sie noch.

Erst als Violetta Valeri die Flasche kippte, taten sie es ihrer Anführerin nach.

Die Flüssigkeit rann aus der Öffnung. Sie floß schwer wie Sirup.

Als die vier Frauen schluckten, bewegte sich die Haut an ihren

Hälsen. Sie atmeten durch die Nasen. Keiner von ihnen setzte die Flasche ab, bevor nicht auch der letzte Tropfen in ihrer Kehle verschwunden war.

Gemeinsam stellten sie die Gefäße wieder auf den Tisch.

Sie sprachen nicht.

Eine Schweigeminute legten sie ein und schauten sich gegenseitig an. Bis Violetta nickte.

»Ihr habt den Trank zu euch genommen. Es war das Blut unseres verstorbenen Mannes, das er einer jeden von uns bei der Trennung zum Geschenk gemacht hatte. Wir wußten, wer er war. Wir haben ihn dennoch geliebt, und wir waren ihm hörig. Niemand hat bisher das Blut mit dem schwarzen Keim getrunken. Wir taten es. Und wir werden nun mit ihm vereint sein, obwohl er nicht mehr unter uns weilt. Ist euch das klar?«

Die drei anderen nickten.

»Dann will ich zum Schluß kommen«, sagte Violetta und erhob sich von ihrem Platz. »Möge er uns die Kraft der Rache geben. Möge er dafür sorgen, daß alles wie geplant verläuft. Wir haben sein Blut getrunken. Für dieses Erbe wollen wir uns bei ihm bedanken. Wir sind wieder eins mit ihm. Er war unser geliebter Mann, er wird es immer bleiben, denn kein anderer Mann führte uns an. Das waren wir ihm schuldig. Dieser faszinierenden Persönlichkeit, dem fast Unsterblichen, dem Freund der Ratten, unserem Baron von Tirano…«

***

Die Kollegen hatten den Toten mitgenommen. Er war ihnen nicht bekannt gewesen, aber in den Labors würden sie versuchen, seine Identität herauszubekommen.

Ich bat sie zum Abschluß noch einmal um ein schnelles Ergebnis, was sie auch versprachen, obwohl sie sich darüber beschwerten, daß ich es immer besonders eilig hatte.

Dafür konnte ich nichts.

Die Conollys warteten im Wohnraum. Bill war zwischendurch nach draußen gegangen. Wo die Fledermaus gelegen hatte, sah er nichts mehr. Regenwasser hatte den Staub weggeschwemmt. Wahrscheinlich war er längst in irgendeinen Gully geflossen.

Ich griff zur Jacke.

»Du willst schon gehen?« fragte Sheila.

»Ja, was soll ich noch hier?«

»Aber es kann doch sein…«

»Nein, Sheila. Die Gefahr ist gebannt. Ich glaube nicht, daß man einen zweiten Versuch starten wird. Ich werde noch eine kleine Mütze voll Schlaf nehmen und hoffe sehr, daß ich zu Dienstbeginn schon ein Ergebnis vorliegen habe.«

»Das müßte zu machen sein«, sagte auch Bill.
Ich verabschiedete mich von Sheila und lächelte ihr noch aufmunternd zu. Bill brachte mich bis an die Tür. »Kann ich noch irgend etwas für dich tun?« fragte er.
»Ja, aber mehr für dich. Halte die Augen offen! Da braut sich etwas zusammen.«
»Nur bei mir?«
»Keine Ahnung. Auf jeden Fall werde ich auch mit hineingezogen.«
»Du bist schon drin, John.«
»Auch das.« Diese Antwort gab ich bereits, als ich den Wagenschlag öffnete. An meinem Freund vorbeifahrend, winkte ich ihm noch einmal zu und lenkte den Bentley auf den Serpentinenweg, der sich durch den Vorgarten schlängelte.
Das Tor stand offen. Ich rollte hindurch und bog nach links in die Straße ein. Hier hätte Bill vor einigen Tagen fast sein Leben verloren, als Zerberus, der Höllenhund, erschien. Ob das Auftauchen des Vampirs und des Killers doch mit diesem Fall zusammenhing?
Ich wußte es nicht, und ich konnte mir auch beim besten Willen keinen gemeinsamen Nenner vorstellen.
Wie dem auch sei, ich würde es erfahren. Allein die Tatsache meiner Existenz lockte die andere Seite immer aus der Reserve, und sie griff ständig an.
Bisher hatte ich die Anschläge gut überstanden. Ich hoffte stark, daß dies auch noch in Zukunft so sein würde.
Drei Uhr morgens war vorbei. Der Himmel zeigte noch ein düsteres Grau. Nicht mehr lange, dann würde die Sonne aufgehen.
London war ziemlich leer. Ich kam sehr gut durch. Die ersten Wagen der Reinigungsfirmen rollten über die Fahrbahnen. Auch zahlreiche Streifenwagen waren unterwegs. Während ich fuhr, dachte ich stets an die zurückliegenden Vorgänge und merkte nicht, wie die Zeit verging.
Ich war regelrecht überrascht, als ich mein Wohnhaus sah. Der Block stach düster in den Himmel. Die Fenster, die noch erleuchtet waren, konnte man an einer Hand abzählen.
Ich steckte den Schlüssel in die Sperre, damit ich sie lösen und das Rolltor zur Tiefgarage öffnen konnte. Dabei merkte ich, daß der Schlüssel hakte. Vielleicht war ich zu müde, jedenfalls maß ich dieser Tatsache keine große Bedeutung bei.
Ich rollte in die unterirdische Halle. Der typische Geruch umwehte mich. Nach Feuchtigkeit und Abgasen stank es. Jeder Bewohner besaß seine eigene Parkbox. Auch ich.
Sukos Harley stand stets neben dem Bentley. Die gewundene Einfahrt lief in einer Geraden aus. In der Nacht brannte nur mehr die Notbeleuchtung des Parkhauses.
Die Scheinwerfer des Bentley schufen helle Inseln in das Dämmer.

Wenn ich den Bentley in eine Kurve zog, streiften die langen Finger wie geisterhafte Strahlen über den Lack der abgestellten Fahrzeuge. Die Scheiben warfen das Licht blitzend zurück.

Ich fuhr meinen Bentley in die mir bekannte Parktasche, löschte die Scheinwerfer, stellte den Motor ab und hakte den Sicherheitsgurt los.

Alles Dinge, die ich automatisch tat. Ich schaute auch in Rück- und Innenspiegel.

Diese Maßnahmen waren mir in Fleisch und Blut übergegangen, denn ich war mehr als einmal schon im Parkhaus erwischt und von meinen Gegnern überrascht worden.

In dieser Nacht tat sich nichts.

Ich stieg aus, schloß die Tür ab und wandte mich den Aufzügen zu.

Auf halbem Wege blieb ich stehen. Ein Wagen, den ich bisher noch nie hier gesehen hatte, war mir aufgefallen.

Ein dunkelblauer Rolls!

Ich stutzte und glaubte nicht daran, daß er einem der Mieter gehörte.

Vielleicht hatte jemand Besuch bekommen und den Wagen abgestellt, denn es gab für solche Anlässe stets einige freie Parktaschen.

Die Scheiben waren stark getönt, deshalb konnte ich auch nicht erkennen, ob der Wagen leer war.

Ich wollte noch mein Bett von innen sehen und ging deshalb schneller auf den Lift zu.

Bevor ich die Tür erreichte, hörte ich Schritte. Nicht schleichend, sondern normal. Sie näherten sich von rechts, so daß ich den Kopf drehte, um zu sehen, wer dort kam.

Eine dunkle Gestalt.

Sofort erwachte in mir das Mißtrauen. Wer trieb sich schon nachts in einer Tiefgarage herum und zog sich dabei so an, daß er kaum zu erkennen war?

Ich ließ die Gestalt näherkommen. Sehr schnell erkannte ich, daß es sich bei ihr um eine Frau handelte.

Eine Frau in einem schwarzen Kostüm und einem Schleier, der das Gesicht völlig verdeckte.

»Guten Morgen!« Unter dem Schleier hörte sich die Stimme seltsam gepreßt an, als mich die Frau begrüßte.

Ich erwiderte den Gruß.

»Sie fahren nach oben?« fragte sie mich.

»Ja.«

»Da wollte ich auch hin.«

Jetzt war ich neugierig. »Wohnen Sie hier, Madam?«

»Nein, ich möchte nur jemanden besuchen. Mein Mann ist gestorben, und ich muß jetzt mit einem Menschen darüber sprechen. Hier im Haus wohnen Bekannte von mir.«

»Ah so. Gehört Ihnen vielleicht der Rolls?«

»Ja.«
»Dann ist ja alles klar.«
»Wieso?«
»Ach, wissen Sie, ich war ein wenig mißtrauisch, als ich den fremden Wagen entdeckte. Es ist ja so, man kennt die meisten Fahrzeuge. Wenn dann eines dabei ist, das nicht in den Rahmen hineinpaßt, wird man eben vorsichtig.«
»Ja, das meine ich auch.«
Sie stand fast neben mir. Ich versuchte vergeblich, die Züge hinter dem Schleier zu erkennen.
»Wollen Sie nicht einsteigen, Mister?« fragte sie mich.
»Natürlich, entschuldigen Sie mich! Es macht die Müdigkeit. Ich brauche ein Bett.«
»Das kann ich verstehen.«
Ich zog die Eisentür auf. Nichts warnte mich, ich war auch zu sehr in Gedanken und wollte der unbekannten Frau den Vortritt lassen.
»Nein, nein, nach Ihnen.«
Ich ging vor, schaute in die Kabine hinein und glaubte zu träumen.
Vor mir standen zwei Frauen.
Beide verschleiert, beide schwarz gekleidet. Ebenfalls Witwen.
Da stimmte etwas nicht.
Trotz dieser Vermutung reagierte ich viel zu spät, denn die beiden Frauen vor mir schlugen zu. Ihre Arme wurden plötzlich lang, die Körper streckten sich. Was die Witwen in den Händen hielten, sah ich nicht genau. Jedenfalls etwas Hartes, denn die beiden Schläge erwischten mich an der Schläfe und am Hals.
Ich sah Sterne, taumelte nach hinten und hörte die zischelnden Stimmen der Witwen. Das altbekannte Puddinggefühl erreichte meine Knie und ließ die Beine weich werden.
Noch hielt ich mich aufrecht. Mit aller Macht kämpfte ich gegen eine drohende Bewußtlosigkeit an. Ich schüttelte ein paarmal den Kopf, merkte die dabei entstandenen Schmerzen und ging automatisch weiter zurück, wobei ich mir wie ein Betrunkener vorkam, dessen Glieder mit Blei gefüllt worden waren. Es grenzte schon an ein Wunder, daß ich mich so gut auf den Beinen halten konnte.
Die Witwen kamen. Ich sah sie nur als schwebende Schatten vor mir.
Ihre Stimmen hörte ich jetzt lauter. Sie schrien mir Haßtiraden entgegen, und ich hatte Mühe, überhaupt Kontakt mit dem Boden zu halten.
An meine Waffen kam ich nicht heran. Irgend etwas hatte meinen Arm gelähmt.
Dann riß der Kontakt zum Boden.
Nicht ich hatte ihn gelöst, er war mir weggenommen worden. Der harte Schlag traf genau meine Kniekehlen.

Obwohl ich groggy war, wußte ich genau Bescheid. Die Witwen waren nicht zu dritt, sondern zu viert. Wahrscheinlich hatte die letzte zwischen den parkenden Wagen gelauert, und ihre Attacke hatte mich zu Boden geschleudert.

Daß ich auf den Boden schlug, merkte ich sehr deutlich. Und auch, daß ich gegen die Decke starrte. Nur wurde aus ihr plötzlich ein sich drehender und bewegender Kreisel, der mir gleichzeitig wie ein spiralförmig angelegter Tunnel vorkam, der alles in sich hineinreißen wollte.

Auch mich!

Noch kam ich dagegen an. Bis zu dem Zeitpunkt, als die Witwen Ernst machten.

Zu viert stürzten sie sich auf mich.

Eine Chance hatte ich nicht. Mit ihrem Körpergewicht »nagelten« sie mich auf den Beton. Zwei hielten meine Arme, die anderen beiden die Beine. Ich war auch so schlapp, daß ich gegen sie nicht ankam.

Sie unterhielten sich noch.

»Ich habe es dir doch gesagt, Violetta, der Killer hat versagt.«

»Dafür sind wir ja da. Hast du es?«

»Sicher.«

Was sie hatten, roch ich bald. Es stank nach Chloroform.

Dann preßte mir jemand etwas auf den Mund. Vergeblich versuchte ich, die Luft anzuhalten. Ich mußte aber Atem holen und nahm diesen widerlichen Gestank der Flüssigkeit, mit dem der Lappen getränkt worden war, in mich auf.

Nur noch Sekunden war ich klar. Plötzlich sah ich die Decke wie ein farbiges Gemälde, in dem alles auseinanderplatzte. Es war die große Explosion.

Sie löschte nicht nur die Decke aus, sondern auch mein Bewußtsein.

Plan zwei der Witwen hatte großartig geklappt…

***

»Der Tee ist gut«, sagte Suko und nickte Shao zu.

Sie lächelte und biß in den Toast.

Der Inspektor und seine Freundin saßen am Frühstückstisch zusammen. Vor Suko lag ein langer Arbeitstag. Beide waren froh, wieder in London zu sein, denn die Abenteuer in Hongkong hatten sie ziemlich geschlaucht. Vor allen Dingen Shao, die unter die Kontrolle des Bösen geraten war und sich dabei in einen Dämon verliebt hatte.

Das hatte zum Glück positiv für alle Beteiligten geendet.

Suko trank seine Tasse leer. »Kommst du heute früher nach Hause?« hörte er Shaos Frage.

»Warum?«

»Du wolltest noch mit zur Bank.«

Suko streichelte Shaos Wange. »Kannst du das nicht allein erledigen?«
»Zur Not ja.«
»Dann mach es, bitte!«
Die Chinesin widersprach. »Es liegt aber kein dringender Fall an.«
Suko nickte. »Gut, überredet. Vielleicht komme ich heute früher nach Hause.« Er leerte seine Tasse.
»Möchtest du noch einen Schluck?«
Suko schaute auf die Uhr. »Um Himmels willen, nein, ich bin schon spät.«
»John ist immerhin noch nicht hier.«
»Vielleicht hat er auch verschlafen. Ich werde bei ihm schellen.«
Suko stand auf und hauchte seiner Freundin einen Kuß auf die Wange. »Ich rufe dich auf jeden Fall an, wie ich mich entschieden habe. Klar?«
»Natürlich.«
In der Diele nahm Suko die Jacke vom Haken und verließ die Wohnung. Er brauchte nur zwei Schritte nach rechts zu gehen, um vor Johns Apartmenttür zu stehen.
Suko klingelte.
Er rechnete damit, Schritte zu hören. Da tat sich nichts. Zwei andere Mieter kamen über den Gang und grüßten. Suko schellte noch einmal.
Keine Reaktion.
Allein war John Sinclair nicht gefahren, das wußte der Chinese. Er kannte das morgendliche Ritual. Suko holte seinen Freund jedesmal ab, denn sie fuhren gemeinsam zum Yard. Sollte es von dieser Regel eine Ausnahme geben, bekam der Inspektor stets Bescheid.
Nur heute nicht.
Er ging wieder zurück, schloß die Tür auf und vernahm Shaos erschreckten Ruf. Sie stand in der Diele und trug nur einen weißen hauchdünnen Slip.
»Ich wollte gerade duschen gehen…«
Suko hätte normalerweise eine Bemerkung gemacht, in diesem Fall unterließ er sie. »Ich glaube, daß John gar nicht in seiner Wohnung ist«, erklärte er.
»Was sagst du da?«
»Er öffnete nicht.«
»Aber er ist doch nicht ohne dich gefahren.«
»Das sage ich mir auch.« Suko hielt schon den Zweitschlüssel zur Wohnung seines Freundes in der Hand. »Ich werde auf jeden Fall einmal genauer nachschauen.«
Sekunden später stand Suko vor der Tür seines Freundes und öffnete.
Er schob die Tür vorsichtig nach innen, eine Hand hielt er nahe der Beretta, stets bereit, einzugreifen, wenn irgendeine Gefahr auf ihn

zukam.

Die Wohnung war leer.

Allerdings hatte der Geisterjäger im Bett gelegen, denn es sah benutzt aus.

Suko konnte sich keinen Reim auf die Geschichte machen und ging wieder zurück. Shao hatte sich inzwischen einen Bademantel übergezogen und meinte: »Vielleicht ist er doch schon vorgefahren?«

»Ohne etwas zu sagen? Das glaube ich nicht.«

»Das ist schon komisch. Was willst du denn jetzt machen?«

Suko schaute für einen Moment auf die Fußspitzen. »Zunächst rufe ich im Yard an, denn ich möchte sichergehen. Ist er nicht da, fahre ich hin, das ist klar. Außerdem müßte dann sein Wagen unten in der Garage stehen, wie ich meine.«

Der Anruf war schnell getätigt. Es meldete sich niemand im Büro.

Auch unten in der Halle bekam Suko keine für ihn positiv klingende Auskunft. Er legte auf, verließ die Wohnung und fuhr nach unten in das unterirdische Parkdeck der Tiefgarage.

Da stand der Bentley!

Einsam und verlassen. Der Wagen kam Suko vor wie ein höhnischer Gruß. Der Inspektor schritt einmal um ihn herum, schaute in das Innere und sah nichts.

Keine Spur von John!

»Das gibt es doch nicht«, murmelte er. »Verdammt, ich glaube, ich spinne.«

Er dachte darüber nach, noch einmal in die Wohnung zu fahren, entschied sich aber dagegen und öffnete mit dem Zweitschlüssel den Wagen. Im Bentley war alles normal. Nichts wies auf eine gewaltsame Entführung des Geisterjägers hin, und dennoch mußte etwas Ähnliches stattgefunden haben, wie Suko immer stärker vermutete.

Noch einmal stieg er aus. Er suchte die Umgebung des Bentley ab.

Keine Spuren, keine Blutflecken auf dem Boden, nur mehr die schwarzen Punkte, die von getrocknetem Öl stammten.

Er stieg wieder ein, startete den Wagen und konnte fahren. Ein wirklich normaler Vorgang. Nichts Außergewöhnliches, nur eben daß John Sinclair auf rätselhafte Art und Weise verschwunden war.

Hinter einem roten Opel verließ er die Garage. Natürlich war der Verkehr dicht. Suko hätte sich Flügel gewünscht. Da der Bentley diese nicht besaß, mußte er sich mit den Gegebenheiten abfinden, so daß er des öfteren nur mehr im Schrittempo vorankam.

Seine Gedanken beschäftigten sich während der Fahrt allein mit John Sinclairs Verschwinden. In seinem Innern tobte eine Hölle.

Selbst er hatte Mühe, ruhig zu bleiben. Ihm war auch nicht wohler, als er den Wagen auf dem Parkplatz abgestellt hatte und das Yard Building betrat.

Suko nahm die Grüße der Kollegen kaum wahr. Er fuhr rasch nach oben, betrat das Büro und fand Glenda Perkins an der Kaffeemaschine stehend. »Ist John schon eingetroffen?« fragte er zur Begrüßung.

Glenda drehte sich überrascht um. »Nein, noch nicht.«

Suko blieb stehen und preßte die Lippen zusammen. »Dann ist da etwas vorgefallen.«

»Wieso?«

»Er ist verschwunden.«

Glenda machte ein erstauntes Gesicht. »Einfach so?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Ja, einfach so.«

Fahrig wischte sie eine Strähne ihres dunklen Haares zurück. »Das… das kann ich nicht fassen.«

»Ich auch nicht. Tatsache ist, daß ich John nirgendwo auffinden kann. Tut mir leid.«

»Und sein Wagen?«

»Mit dem bin ich gekommen.«

»Auch das noch.« Glenda schüttelte den Kopf. »Das wird immer rätselhafter.«

»Da sagst du was.«

»Hast du denn eine Spur?«

»Überhaupt nicht. Ist Sir James schon da?«

»Ja und nein. Der steckt in einer Konferenz.«

Suko drückte seine Fingerspitzen gegen die Stirn. »Dann werde ich ihn da wohl herausholen müssen.«

»Wenn du meinst.«

»Siehst du eine andere Chance? wir müssen unter Umständen eine Großfahndung nach ihm ankurbeln.« Der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Damit habe ich auch nicht gerechnet.«

»Willst du trotzdem deinen Tee?«

Suko lächelte. »Okay, ich danke dir für deine Mühe.«

»Es wird sich schon alles zum Positiven hin aufklären«, sagte Glenda und lächelte ebenfalls.

Suko war davon nicht so überzeugt. Er wollte es Glenda nicht anmerken lassen. Das gemeinsame Büro kam ihm seltsam leer vor, als er es betrat. Hinter dem Doppelschreibtisch nahm er Platz und schaute auf die Stelle, wo John immer gesessen hatte.

Würde er noch kommen?

Im selben Augenblick meldete sich das Telefon. Suko dachte sofort an seinen Freund. Blitzschnell hob er ab.

Es war Bill Conolly. »Na, du alter Tiger, schon ausgeschlafen?«

»Es geht. Was möchtest du?«

»Da ich dir die schlechte Laune durch das Telefon ansehen kann,

reich mir mal John rüber.«
»Der ist nicht da!«
»Wieso?«
»John ist verschwunden.«
Bill lachte unecht. »Das gibt es doch nicht. Er war in der Nacht noch bei mir.«
»Bei euch?« fragte Suko.
»Ja, bei uns.«
»Was hat er denn da getan?«
Bill antwortete nicht direkt auf die Frage. »Moment mal, wie ich sehe, ist da einiges schiefgelaufen. Du gibst mir auf meine Fragen so komische Antworten. Daraus entnehme ich, daß du nicht eingeweiht bist.«
»Überhaupt nicht.«
»Okay, dann hör zu.« Bill berichtete von den Vorfällen, während Suko den Hörer so hart gegen sein Ohr gepreßt hielt, daß es schon fast schmerzte und seine Fingerknöchel hart hervortraten. Er hörte sich die Geschichte in allen Einzelheiten an und unterbrach den Reporter mit keiner einzigen Zwischenfrage. Als Bill geendet hatte, sagte er leise:
»Das ist vielleicht ein Ding.«
»Und wie.«
»Könnte es möglich sein, daß noch ein zweiter Killer gelauert hat?« fragte Suko.
»Daran habe ich gerade gedacht, weil ich mich an die letzte Aussage des Toten erinnerte. Der hat die Zahl vier genannt. Suko, wenn du uns einen Gefallen tun willst, dann tritt den Leuten in der ID-Abteilung auf die Füße. Die haben die Leiche untersucht. Zudem wollten sie feststellen, ob der Mann bekannt war.«
»Ja, das werde ich.«
»Und sagst mir Bescheid?«
»Klar.«
»Okay, ich warte.«
Suko legte auf. Er hetzte aus dem Raum und hätte fast noch Glenda Perkins mit der Teetasse umgelaufen. Im letzten Augenblick zog sie die Tasse zurück, wobei sie nicht vermeiden konnte, daß Tee überschwappte und eine Lache auf der Untertasse bildete.
»Wo willst du denn hin?«
Schon in der Tür stehend rief Suko es ihr zu. Im Laufschritt eilte er zum Fahrstuhl, ließ sich in den Keller bringen und betrat wenig später die ID-Abteilung.
»Kommt Sinclair nicht selbst?« wurde er begrüßt.
»Nein, ich werde die Ergebnisse annehmen.«
»Möchten Sie denn die Leiche noch mal sehen?« fragte der Kollege im weißen Kittel.

»Ist nicht nötig. Mich interessiert Ihr Bericht.«

Die beiden betraten ein Büro. Auf dem Schreibtisch lag schon alles bereit.

Scotland Yard gehörte zu den Organisationen, die bestens ausgerüstet sind. Daten zahlreicher Verbrecher und Gesetzesübertreter lagen bereit. Alle sicher in einem Computer gespeichert. Der Yard arbeitete auch mit den Polizeiorganisationen anderer Länder zusammen, und das erwies sich jetzt als Vorteil.

»Der Mann ist kein Engländer«, wurde Suko gesagt. »Er heißt Fehrez Meurisse.«

»Franzose?«

»Ja und nein. Offiziell Marokkaner. In Paris hat er als Mietkiller gearbeitet und sich dann abgesetzt, als ihm der Boden zu heiß wurde. Wahrscheinlich nach London.«

»Weiß man etwas über seinen Aufenthaltsort hier?«

»Kaum.«

»Also doch.«

Der Mann hob die Hand. »Wir vermuten nur was. Er muß sich unserer Ansicht nach in Emigranten- oder Ausländerkreisen aufgehalten haben. Aber da sind wir nicht sicher. Jedenfalls haben wir zahlreiche Bilder machen lassen. Wenn Sie ihn suchen wollen, können Sie ein paar Fotos von ihm mitnehmen.«

Der Mann reichte Suko die Bilder.

Der Inspektor schaute sich den Knaben an. Einen vertrauenserweckenden Eindruck machte er nicht. Manchen Menschen sieht man es an, welchem »Beruf« sie nachgehen.

Meurisse gehörte dazu. Seine Gesichtszüge wirkten kalt und abweisend, ebenso der Blick. Der Mund hatte einen verschlagenen Zug.

Dieser Mann brachte es fertig und tötete für ein paar Scheine seine eigene Mutter.

»Nun, was sagen Sie?«

Suko hob die Schultern, als er das Bild sinken ließ. »Der Knabe sieht nicht gerade vertrauenserweckend aus.«

»Das meine ich auch.«

»Ist er in England schon aufgefallen?«

»Nein. Was nicht ausschließt, daß er hier noch keine Morde begangen hat.«

»Wo könnte er sich herumtreiben?«

»Ich sagte ihnen doch schon…«

Suko unterbrach den Mann. »Sie kennen doch die Orte, wo sich diese Typen aufhalten!«

»Das schon.«

»Also wo?«

Suko bekam ein Lokal genannt, in dem sich Nordafrikaner trafen.
Überhaupt war die Gegend um das Lokal herum ziemlich verrufen und wurde auch von einigen Klein-Nordafrika genannt.
»Dann bedanke ich mich«, sagte der Chinese. »Sie haben mir tatsächlich viel geholfen.«
»Man tut, was man kann.«
Suko fuhr wieder in sein Büro. Glenda empfing ihn gespannt.
»Hast du eine Spur?«
»Eine halbe.« Er zeigte ihr das Bild. »Das ist der Killer, der auf John und auf Bill geschossen hat.«
»Und der ist tot?«
»Ja, aber ich möchte mich gern in seinem Umfeld umhören. Mit dem Namen Fehrez Meurisse kann ich beim besten Willen nichts anfangen. Der ist uns auch noch nicht über den Weg gelaufen. Aus diesem Grunde nehme ich an, daß er für einen Auftraggeber gearbeitet hat. Und den will ich herauskriegen.«
»Und wenn nicht?« fragte Glenda.
»Haben wir Pech gehabt.«
»Bill rief übrigens an und wollte wissen…«
Suko winkte ab. »Verdammt, den habe ich ganz vergessen.« Er ging zurück in sein Büro und wählte die Nummer des Reporters. Es hatte kaum einmal durchgeläutet, als Bill schon abhob.
»Hast du eine Spur?«
»Ja, den Namen des Killers. Ein gewisser Fehrez Meurisse. Schon mal etwas gehört von ihm?«
Bill überlegte. »Nein, nicht. Er hört sich so fremd an.«
Suko drehte sich und nahm auf der Schreibtischkante Platz. »Ja, ist er auch. Wir haben es mit einem Marokkaner oder französischen Nordafrikaner zu tun. Jedenfalls ein Mietkiller aus Paris.«
»Mehr Spuren hast du nicht?«
»Doch, es gibt da eine vage. Ich möchte mich da umsehen, wo sich in London die Emigranten und Nordafrikaner…«
»Ich weiß Bescheid«, sagte Bill. »Da gehe ich mit.«
»Wäre mir sogar lieb.«
»Okay, wo treffen wir uns?«
»Kommst du zum Yard?«
»Ja, mit dem Taxi. Auf meinen neuen Porsche muß ich noch warten. In Germany wird gestreikt, und Sheila möchte ich den Wagen lassen.«
»Wie wär's denn mit einem Mietauto?«
»Habe ich ganz vergessen. Aber der Bentley geht zur Not auch.«
Bill hängte ein.
Jetzt trank Suko doch seinen Tee. Glenda schaute ihm dabei zu.
Sorge stand in ihren Augen zu lesen. Draußen regnete es. Und das Anfang Juni.

»Hast du große Hoffnungen?« fragte die dunkelhaarige Sekretärin.
»Man muß abwarten«, erklärte Suko. »Wirklich abwarten. Bisher weiß ich leider nichts.«
»Auch kein Motiv?«
Mit der freien Hand winkte Suko ab. »Da gibt es so viele. Nur ist mir bisher kein Killer namens Meurisse untergekommen. Vielleicht finden wir seine Spur.«
»Und damit auch John?«
Suko lächelte. »Das wäre noch besser.«
Mir war speiübel!
Aber nicht nur das. Außerdem hatte ich Kopfschmerzen, doch der Druck vom Magen her war am schlimmsten. Bis in die Kehle schien mein Magen hochgewandert zu sein. Ich hatte das permanente Gefühl, mich übergeben zu müssen, und es grenzte schon an ein kleines Wunder, daß ich mich bisher hatte zurückhalten können.
Das ist ein Gefühl, da möchte man am liebsten sterben.
Verdammtes Chloroform!
Ich bekam das Zeug nicht aus dem Rachen raus, mußte würgen und übergab mich irgendwann.
Auch das ging vorbei.
Schwer holte ich Luft. Schwindelanfälle packten mich. Manchmal drehte sich die Welt vor meinen Augen. Eine Welt, die ich kaum sah, weil sie in ein düsteres Licht getaucht war.
Ich lag nicht, ich stand nicht, ich hing.
Das konnte ich feststellen, als mich die ersten Wellen der Übelkeit allmählich in Ruhe ließen. Dabei befand ich mich in einer Schräglage.
Arme und Beine waren gespreizt.
Ich bildete ein Kreuz.
Ein Andreaskreuz, das wie ein großes X aussah. Dies konnte ich feststellen, ohne mich umzuschauen. Doch ich wollte sehen, wie man mich genau gefesselt hatte und wo ich mich eigentlich befand.
Weit öffnete ich die Augen.
Ja, ich steckte in einem Keller, das hatte ich schon längst bemerkt.
Und das Andreaskreuz stand auf dem Boden. Gehalten wurde es von einem Pfahl, der mit einer kahlen Wand verbunden war. Bewegen konnte ich weder die Arme noch die Beine. Mit Stricken waren die Gelenke um das Holz gebunden worden, so fest, daß sie ins Fleisch schnitten.
Den Kopf konnte ich noch drehen. Deshalb sah ich auch das flackernde Feuer. Die Kohlen entwickelten wenig Rauch, und der Qualm zog durch eine Öffnung an der Decke ab.
Ansonsten war der Raum kahl.
Entweder steckte ich in einem Keller oder in einem Verlies. Wo sich dies befand, wußte ich nicht. Es war die große Frage, die mich

beschäftigte. Und ich dachte an die Frauen.

Witwen.

Vier an der Zahl hatten es geschafft, mich zu überwältigen. Da hatte ich nicht gegen ankommen können. Sie waren plötzlich dagewesen, und ich hatte das Nachsehen gehabt.

Der Rolls, der Fahrstuhl, die Frauen, das Chloroform. Verdammt, was sollte das alles bedeuten? Und wer waren diese Personen, die mich da überwältigt hatten?

Ich dachte nach, obwohl die Übelkeit nach wie vor in meinem Körper lag. Hin und wieder kamen die Wogen hoch, zum Glück konnte ich mich beherrschen und brauchte mich nicht mehr zu übergeben.

Ich dachte wieder daran, wie mich die erste begrüßt hatte. Mit einem Rolls war sie gekommen. Das Gesicht verschwamm fast hinter dem Schleier. Leider hatte ich nicht erkennen können, ob es sich bei der Frau um eine mir bekannte Person gehandelt hatte.

Möglich war es, und ich dachte darüber nach, wer mir von den weiblichen Personen gern ans Leder gewollt hätte. Da gab es einige, das war sicher. Aber Namen konnte ich auch nicht sagen.

Wie ein Anfänger war ich in die Falle gegangen. Der Killer hatte es nicht geschafft, dafür die Weibsbilder. Ich hätte mich selbst ohrfeigen können, das half aber auch nichts mehr.

Und so blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten, denn für alle Zeiten würden sie mich in diesem Verlies nicht hängen lassen. Irgend etwas hatten sie mit mir vor.

Ich senkte den Kopf und schaute auf die Flammen. Sie brannten ruhig und mit einer bläulichen Farbe.

Ich dachte daran, daß man in den Folterkammern der mittelalterlichen Burgen auch die Folterinstrumente zum Glühen gebracht hatte.

Bei diesen Gedanken wurde mir der Magen eng, und das Würgegefühl in der Kehle nahm zu. Wenn ich nur gewußt hätte, was ich ihnen angetan hatte, aber das war nicht herauszufinden.

Irgendwo mußte ich ihnen mal auf die Zehen getreten sein. Aber gleich vier Damen auf einmal?

Das konnte ich mir kaum vorstellen. Sosehr ich mir auch mein Gehirn zermarterte, ich kam nicht darauf. Ich kannte keine vier Frauen, denen ich zugleich auf die Zehen getreten war.

Und zudem noch Witwen!

Dann mußte ich wieder an die Stunden denken, die ich bei den Conollys verbracht hatte. Auf den guten Bill war geschossen worden.

Zudem hatte eine Fledermaus sein Haus angegriffen. Und jetzt die vier Frauen – ich war davon überzeugt, daß es zwischen diesen Dingen einen Zusammenhang gab. Irgendwo mußte ein gemeinsames Band existieren, das alle Vorgänge miteinander verknüpfte.

Und das zu finden, war gar nicht einfach.
Meine Gedanken wurden unterbrochen, da ich Schritte hörte. Nur bei sehr genauem Lauschen waren sie zu vernehmen, aber sie näherten sich der Tür meines Gefängnisses.
Dort verstummten sie für einen Moment, bevor sich ein Schlüssel im Schloß bewegte und die Tür aufgeschlossen wurde. Man rammte sie nicht sofort auf, sondern schob sie vorsichtig nach innen.
Vielleicht durch einen gezielten Stoß oder Fußtritt.
Ich sah ein dunkles offenes Rechteck, das sich hinter dem Flammenschein abzeichnete.
Und dann kamen sie.
Es war wie im Kino, als hätte der Regisseur auf eine besonders wirkungsvolle Szene gesetzt.
Sie gingen nicht neben, sondern hintereinander.
Eine sah so aus wie die andere. Schwarzgekleidete Frauengestalten, mit Schleiern vor den Gesichtern, so daß ich von ihnen kaum etwas erkennen konnte.
Sie waren fast gleich groß und bewegten sich schweigend, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. Die letzte drückte die Tür des Verlieses so weit zu, daß sie spaltbreit offenstand.
Erst als diese in die Reihe der drei anderen getreten war, hoben sie die Köpfe und schauten mich durch die kleinen Schleieröffnungen an. Noch sprachen sie nicht. Sie standen in einer Reihe hinter dem Fenster und wirkten wie eine finstere Drohung. Hatte ich die Gesichter bleich hinter dem Schleier in Erinnerung, so bekamen sie nun durch die tanzenden Flammen einen rötlichen Schein, als hätte sie jemand mit einer Blutmasse bestrichen.
Sie sprachen kein Wort. Stumm betrachteten sie mich. Ich nahm an, daß sie sich jetzt schon darüber Gedanken machten, auf welch scheußliche Weise sie mich umbringen würden. Denn was hatte es für sie für einen Sinn, mich am Leben zu lassen?
Überhaupt keinen.
Es verrann Zeit. Unter ihren Blicken fühlte ich mich äußerst unwohl.
Manchmal rann eine Gänsehaut über meinen Rücken, und ich hatte Mühe, das Schweigen nicht zu brechen.
Sie wollten etwas von mir!
Ich schaute nach der Haarfarbe, die durch den Schleier schimmerte.
Eine nur war blond, die anderen dunkelhaarig.
»Das ist er also!« Die erste unterbrach das Schweigen. Es war die, die ganz links stand.
»Ja, das ist der Mörder.«
»Er hat ihn getötet.«
»Und nun hängt er hier und ist so verdammt wehrlos!« Die vierte Sprecherin fügte noch ein Lachen hinzu.

»Ja, wehrlos ist er«, hörte ich wieder die erste sagen. »Und er wird einen Tod erleiden, wie ihn selten jemand vor ihm hatte. Das kann ich dir versprechen, Geisterjäger.«

Ich mußte einmal schlucken, bevor ich antworten konnte. Okay, sie hatten mir ihre Meinung gesagt. Nur wollte ich gern wissen, aus welchem Grund ich sterben sollte. »Wer seid ihr?« fragte ich.

»Weshalb habt ihr mich überwältigt?«

»Das wollen wir dir sagen«, erwiderte die Frau, die wohl die Sprecherin war. Sie schob den Schleier hoch. »Ich heiße Violetta Valeri!«

Sie hatte ein schmales Gesicht. Es zeigte einen romanischen Einschlag, wobei die Wangenknochen ein wenig vorstanden.

Auch die nächste lüftete ihren Schleier. Es war die Blondine. »Du kannst mich Helga Gramer nennen«, sagte sie und lächelte bei dieser Vorstellung falsch.

Die dritte hieß Gloria Gorden. Ihre Haare waren zu einer Lockenfrisur gedreht worden.

Blieb die letzte. »Isabell Mori«, sagte die Frau. Sie hatte das dunkle Haar glatt wie ein Vorhang zu beiden Seiten des Kopfes nach unten hängen.

Jetzt wußte ich also, mit wem ich es zu tun hatte, obwohl ich nicht schlauer geworden war, denn mir sagten die Namen nichts. Da hätte jede Smith heißen können, das wäre für mich kein Unterschied gewesen.

Auch die Gesichter wirkten durch den zuckenden Flammenschein irgendwie gleich. Ich sah so gut wie keine Unterschiede. In der Kleidung hoben sie sich auch nicht ab. Vier Frauen, vier Witwen…

Moment, meine Gedanken stockten. Witwen und ausgerechnet vier.

Da hatte ich ja eine Verbindung zu den letzten Worten des Killers.

Er hatte die Zahl vier erwähnt.

Und hier standen die vier vor mir. Demnach hatten sie den Auftrag erteilt, mich umzubringen und Bill natürlich auch.

Ich wollte es genau wissen und stellte deshalb die diesbezügliche Frage: »Habt ihr den Killer auf meinen Freund Bill Conolly gehetzt?«

»Das haben wir«, erwiderte Isabell Mori.

»Und aus welchem Grund?«

»Du solltest erschossen werden. Wir mußten dich in eine sichere Falle locken, deshalb gingen wir ein wenig umständlich vor. Wir ließen erst auf deinen Freund schießen, der dich anrief, und du kamst auch. Leider hat der Plan nicht ganz geklappt.«

»Und die Fledermaus?« fragte ich.

Violetta Valeri übernahm das Wort. »Sie war ein Bote. Sie gehörte zu uns. Man hat sie uns vererbt.«

»Wer?«

Jetzt lachten alle vier. »Derjenige, dem wir einmal gehörten.« Die Valeri deutete der Reihe nach auf jede Frau. »Wir alle haben ihm gehört, denn wir waren seine Frauen. Er hat uns geheiratet und ein Erbe hinterlassen, das wir nun erfüllen werden.«

»Verdammt, wer ist es denn?« rief ich.

Gloria Gordon antwortete. »Der Baron von Tirano!«

Mit vielem hatte ich gerechnet. Ich hatte an den Teufel gedacht, an andere Dämonen und was weiß ich nicht alles, doch auf den Baron von Tirano wäre ich nie gekommen.

Er also!

Meine Gedanken flogen automatisch zurück. Was hatte er uns, der 200 Jahre verschollen gewesen war und unter Ratten gelebt hatte, für einen Ärger bereitet! Von Deutschland bis in das ferne Indien zu der Rattengöttin Karni-Mata hatte sich seine Spur gezogen. Im Tempel der Katzengöttin war es mir gelungen, den Vampir zu vernichten, denn nichts anderes war der Baron.[1]

Eine blutsaugende Bestie. Und nun kam heraus, daß er Frauen hinterlassen hatte – Witwen.

Sie alle waren von ihm einmal geheiratet worden und hatten sich nun zusammengetan, um sich an dem zu rächen, der den Tod ihres Mannes verschuldet hatte.

Ich bekam Angst.

Diese vier Frauen konnten schlimmer sein als die gefährlichsten Bestien.

Ihnen mußte durch die Vernichtung des Vampirs Schreckliches angetan worden sein, und sie waren in ihrem Haß unberechenbar.

Die konnten auf der Stelle durchdrehen und mich vernichten. So schätzte ich sie ein.

»Weißt du nun, mit wem du es zu tun hast?« fragte die Valeri.

»Sicher.« Ich gab nur dieses eine Wort als Antwort. In meinem Hals drehte sich einiges zusammen, hinzu kam das Würgegefühl, so daß ich nur sehr schwer atmen konnte.

»Wir haben ihn geliebt!« flüsterte Helga Gramer. »Sehr sogar. Über seinen Tod hinaus.« Sie ging einen halben Schritt näher an das Feuer heran, das seinen zuckenden Schein über ihr Gesicht warf und es auf eine gewisse Art und Weise dämonisch aussehen ließ.

»Kannst du das verstehen, Geisterjäger? Kannst du diese große Liebe begreifen?«

»Nein!«

Die Gordon lachte girrend. »Du bist ein Mensch und verstehst die Liebe nicht?«

»Ich meine eine andere Liebe. Nicht eine solche, wie ihr sie gegeben habt. Ihr ward ihm hörig. Geliebt habt ihr ihn nicht. Daran will ich nicht glauben. Einfach hörig. Außerdem war der Baron von Tirano

kein Mensch, er war ein Monstrum. Ein Vampir, ein Blutsauger. Ihn zu lieben, bedeutet, sich mit ihm auf dieselbe Stufe zu stellen. Auch wenn er nicht mehr ist. Vergeßt ihn…«

»Wir sind die Erben«, erklärte mir die Mori. »Und wir werden nicht zulassen, daß du sein Andenken in den Schmutz ziehst. Das hat er nicht verdient. Er hat uns stets gut behandelt. Wir fühlten uns bei ihm sicher. Vier Frauen hat er gehabt. Nun sind wir Witwen, doch *in* uns lebt er weiter.«

Die Vier hatten mir ihre Standpunkte deutlich genug erklärt. Was sollte ich machen? Nein, da konnte ich überhaupt nichts unternehmen.

Ich mußte mich in mein Schicksal fügen.

Sie hatten mich entwaffnet.

Das heißt, die Beretta trug ich nicht bei mir. An das Kreuz hatten sie sich nicht herangetraut, sein Druck lag leicht auf meiner Brust, und es wirkte dabei irgendwie beruhigend. Gleichzeitig dachte ich darüber nach, aus welchem Grunde sie mir die Waffe überlassen hatten, durch die der Baron umgekommen war. Vielleicht fürchteten sie sich davor, sie anzufassen, was nur bedeuten konnte, daß ich es bei ihnen ebenfalls mit Schwarzblütlern zu tun hatte.

Kerne angenehmen Aussichten.

Violetta Valeri übernahm wieder das Wort. »Dein Tod, John Sinclair, ist eine beschlossene Sache. Daran geht kein Weg vorbei. Das sind wir dem Baron einfach schuldig, und wir werden dich so vernichten, wie es für dich standesgemäß ist. Wir könnten dich mit deiner eigenen Waffe erschießen, das wäre zu billig. Ich weiß, daß der Baron von Tirano gelitten hat, als er starb. Du wirst ebenfalls leiden. Du sollst etwas von den Qualen zurückbekommen, die du ihm bereitet hast. Mach dich auf einen schlimmen Tod gefaßt, Geisterjäger.«

Ich sagte nichts dazu. Wobei ich dennoch verzweifelt darüber nachdachte, was die Frau wohl gemeint haben konnte. Es gab zahlreiche Arten, um zu sterben. Sie konnten mich foltern, mich verbrennen – eigentlich alles mit mir anstellen, da ich wehrlos war, aber sie gingen.

Ich wollte es kaum glauben, als sie mir den Rücken zudrehten und den Raum verließen.

So, wie sie gekommen waren, zogen sie sich auch zurück. Ihre Schritte horte ich weiterhin. Sie verklangen auch nicht. Ebenso wenig die Stimmen.

Über was sie sich unterhielten, konnte ich nicht verstehen, wahrscheinlich drehte sich das Thema um mich, aber das war mir egal.

Sie hatten meinen Tod beschlossen und würden von dem Plan nicht abrücken.

Es verging Zeit. Ich konnte mich mit meinen Fesseln beschäftigen.

An den Armgelenken versuchte ich es zuerst. Leider war es nicht möglich, sie aus den Schlingen zu lösen. Zu fest saßen die Stricke.

Sie schnitten in die Haut. In den Händen spürte ich kaum noch einen Funken von Gefühl. Bei meinen Beinen war dies ebenfalls so.

Sie wirkten taub, abgestorben. Aber ich bewegte meine Finger, krümmte und streckte sie.

Meine Hand wurde zur Faust, so daß ich meinen Kreislauf wenigstens untertourig in Gang hielt.

Wie lange ich schon an dem Andreaskreuz hing, konnte ich beim besten Willen nicht sagen. Vielleicht Stunden, möglicherweise auch einen halben Tag. Es war nicht zu erkennen, ob es draußen hell oder dunkel war. In diesem Verließ oder Keller merkte man nichts davon.

Noch immer war mir übel. Aber mein Magen protestierte nicht mehr so stark wie zu Beginn. Ich hatte die Nebenwirkung relativ gut überstanden.

Dann hörte ich sie wieder.

Über das Feuer schaute ich hinweg. Die Flammen verzerrten die Perspektive ein wenig. Zwar sah ich die Tür, doch ihre Proportionen wirkten verschoben.

Und sie kamen.

Zunächst sah ich nur zwei meiner Gegnerinnen. Sie hatten die Schleier wieder vor ihre Gesichter gestreift, und die dünnen Tücher bewegten sich im Luftzug, während sie gingen.

Dann waren sie da.

Im ersten Augenblick stockte mir der Atem, denn auf einmal wußte ich, wie sie mich töten wollten.

Es war schlimm, grauenhaft, und eine Methode, die mir den Angstschweiß auf die Stirn trieb.

Die vier Frauen trugen einen rotbraunen Sarg mit goldenen Griffen…

***

Bill und Suko hatten sich pünktlich getroffen. Die Gesichter der beiden Männer waren sehr ernst. »Ich begreife es noch immer nicht«, sagte Bill Conolly, als sie den Bentley verließen, den Suko in einem Parkhaus abgestellt hatte. »Es lief doch alles so glatt. Wir bekamen den Killer, und John konnte fahren.«

»Vielleicht lief es zu glatt.«

»Wie meinst du das?«

»Ist doch klar. Man hat euch gelockt, und die wahren Drahtzieher lauerten im Hintergrund. Ein Killer wurde geopfert. Man wollte euch in Sicherheit wiegen. Das hat man auch geschafft, wie du erkennen kannst. John ist ihnen in die Falle gelaufen.«

Bill nickte und knetete sein Kinn. »Verdammt, ich hätte daran denken

sollen.«

Suko lachte. »Das hätte wohl keiner.«

»Wenn man es so betrachtet, hast du recht. Und wir haben nur die Spur des Killers.«

»Und seinen Namen. Fehrez Meurisse. Marokkaner und Franzose, zudem Profimörder.«

Bill hob die Schultern. »Ob wir da eine Spur finden? Ich kann daran kaum glauben.«

»Wir müssen es versuchen.«

Das Parkhaus hatten die beiden Männer verlassen und befanden sich auf der Straße. In London gibt es zahlreiche Ausländerviertel.

Da wohnen die Chinesen für sich, die Japaner, die Chicos aus Mittelamerika und auch die Afrikaner, wobei sich die Orientalen ziemlich zusammenhielten und mit den Schwarzen nicht viel zu tun haben wollten.

London oder England mußte für seine Kolonialpolitik zahlen. Die Enkel der Ausgebeuteten präsentierten jetzt die Rechnung.

Suko war in dieser Gegend noch nie gewesen. Vielleicht hatte er sie gestreift, war durchgefahren, aber Bill kannte sich einigermaßen aus. Er, der Reporter, hatte sich eigentlich schon überall herumgetrieben, deshalb hatte ihn Suko auch mitgenommen.

Zum Glück regnete es nicht mehr. Der Himmel zeigte sich zwar bedeckt, aber die Wolken waren heller geworden.

»Wohin?« fragte Bill.

»Wo am meisten los ist.«

Neben einer Parksäule blieb der Reporter stehen. »Da ist guter Rat teuer. Es gibt einige Lokale, in denen sich die Leute aus dieser Szene treffen.«

»Und die wären?«

Bill wiegte den Kopf. »Meist dreht es sich um Rauschgift. Ich denke da auch an das *Marseille*.«

»Was ist das für ein Schuppen?« fragte Suko.

»Ein ziemlich großer. Man bezeichnet es als gewissen Umschlagplatz für die harten Drogen.«

Suko runzelte die Stirn. »Wenn wir also Fragen stellen, kann es passieren, daß wir bestimmte Antworten bekommen.«

»Ja, ein Messer zwischen die Rippen.«

»Wir versuchen es trotzdem«, erklärte Suko.

Einige Schritte weiter begann zwar nicht eine andere Welt, dennoch konnte man das Gefühl haben, mitten in Nordafrika zu sein. Nur war das Klima zu kalt, aber die sonstige Umgebung stimmte. Hier waren die Menschen anders angezogen, besaßen auch eine andere Hautfarbe, hockten vor ihren Häusern und hatten als Schutz vor der kühlen Witterung Decken über Schultern und Beine gelegt.

Es gab kleine Geschäfte, in denen allerlei Krimskrams verkauft wurde.

Vom angeblich echten Teppich, über Edelmetalle, bis hin zu handgeschnitzten Figuren.

Es gingen zahlreiche Frauen verschleiert. Sie trugen oft genug Körbe mit Waren und hatten kleine Kinder im Schlepptau.

Natürlich existierten hier auch Lokale. Zumeist sehr kleine, ähnlich aufgemacht wie die französischen Bistros. Und fast alle Tische in den Lokalen waren besetzt. Suko und Bill sahen nur Männer dort sitzen und ihren Kaffee schlürfen. Heiß und wahrscheinlich auch süß.

An einer Kreuzung wandten sie sich nach links. Dort tauchten sie in eine schmale Gasse ein. Hier standen die Bauten sehr dicht beieinander.

Man hatte die Fassaden verändert. Die meisten waren mit einem hellen Anstrich versehen worden. Vor den Fenstern befanden sich Gitter.

Das *Marseille* war nicht mehr weit. Es war vielleicht das größte Lokal in der Gegend. In der Breite nahm das Lokal etwa die dreifache Größe der normalen Kaffeehäuser ein. Eine Tür existierte nicht. Dafür ein Vorhang aus Perlen. Musik drang bis auf die Straße. Für Bill und Suko hörten sich die Klänge fremd an.

»Das ist es also«, sagte der Reporter.

Sie waren vor dem Lokal stehengeblieben. Zahlreiche Augenpaare beobachteten sie, denn auch draußen waren Stühle aufgebaut worden.

Unter einer Markise saßen die Gäste und schauten die beiden Fremden mißtrauisch an. Man wollte hier unter sich bleiben, das war genau zu merken.

Bill runzelte die Stirn. »So ungemein wohl ist mir nicht«, erklärte er. »Was willst du machen? Vielleicht ergeht es John viel schlechter als uns.«

»Eben. Daran denke ich auch.« Für Bill war der letzte Satz so etwas wie ein Startsignal. Er setzte sich in Bewegung und schob die Schnüre des Vorhangs zur Seite. Die Perlen klirrten gegeneinander.

Die beiden Männer tauchten ein in das Halbdunkel. Verteilt standen die kleinen Tische. Ein jeder war besetzt. Die Tische gruppierten sich allesamt um eine runde Fläche. Wahrscheinlich wurde dort getanzt.

Im Moment aber war die Flache leer.

Da Suko und Bill keinen freien Tisch entdeckt hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als bis zur Theke zu gehen, die sich jenseits der Tanzfläche befand. Sie bestand aus dunklem Holz. Auf den Hockern saßen einige Gäste. Auch sie schauten die beiden Neuankömmlinge finster an.

Hinter der Theke bediente ein Mann, der einen schwarzen Anzug trug und seine Glatze durch eine bunte Wollmütze schützte. In dem

hageren Gesicht fiel besonders sein Schnauzer auf. Die Enden waren jeweils nach oben gedreht und reichten fast bis zu den Wangenknochen.

»Was trinken wir?« fragte Bill.

»Kaffee.«

Der Reporter bestellte. Der Wirt sah kurz zu ihnen hin und nickte.

Zunächst kümmerte er sich um die anderen Gäste. Er sprach mit ihnen im Flüsterton und auch in einer Sprache, die weder von Bill noch von Suko verstanden wurde.

»Die scheinen sich über uns zu unterhalten«, murmelte der Reporter.

»Sieht mir auch so aus.«

Endlich kam der Kaffee. Er war schwarz, und der Wirt verlangte sofort Geld.

Bill gab es.

Er bekam noch Wechselgeld heraus. Als der Wirt es vor ihnen auf den Tisch legte, schaute er auch auf das Foto, das ihm Suko entgegenhielt.

»Kennen Sie den Mann?«

»Nein.«

»Schauen Sie genau hin. Wir wissen, daß er hier verkehrt hat. Es ist Fehrez Meurisse.«

»Ich habe ihn nicht gesehen.«

Während sich Suko mit dem Wirt unterhielt, roch Bill süßliches Parfüm. Er drehte den Kopf und sah eine verschleierte Frau. Sie befand sich bereits auf Sukos Höhe, schaute ihm über die Schulter und sah das Bild ebenfalls. Ob sie reagierte oder nicht, konnte Bill nicht erkennen, denn der Schleier bedeckte auch ihr Gesicht.

Die Frau ging weiter und wandte sich nach rechts der Tanzfläche zu. Kaum hatte sie diese betreten, als die Gäste anfingen zu klatschen und auch den Namen der Tänzerin riefen.

Sie hieß Suleika.

Und Suleika mußte tanzen. Musikanten gab es nicht. Dafür drangen die Klänge aus einer Musikbox, die im Hintergrund stand.

Es waren Töne, die Bill in den Ohren schmerzten. Er würde sich daran nie gewöhnen können, aber er mußte sich damit abfinden.

Suleika hatte schwarzes Haar. Streng war es gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden. Obwohl Bill und Suko von einem orientalischen Bauchtanz nicht viel Ahnung hatten, waren sie fest davon überzeugt, in Suleika eine Könnerin zu sehen.

Wie sie sich bewegte, das war schon klasse. Sie stimmte ihre Bewegungen haargenau mit der Musik ab. Sie trug ein langes Gewand aus dünnen Schleiern, die im unteren Teil geschlitzt waren und aufschwangen, wenn sie sich stark drehte, wobei die Männer ihre kräftigen Beine zu sehen bekamen.

Ihr Bauch zuckte im Rhythmus der Musik. Die Arme hatte sie erhoben, die Hände zu den Gelenken hin im rechten Winkel abgespreizt, so daß sich die Fingerspitzen berühren konnten.

Was Suleika machte, heizte auch die Gäste an, denn sie begannen zu klatschen.

Bill und Suko beteiligten sich nicht daran. Sie beobachteten die Anwesenden. Es fiel ihnen auf, daß sie von manch lauerndem Blick getroffen wurden. Sogar der Wirt ließ sie nicht aus den Augen. Suko war davon überzeugt, ihn mißtrauisch gemacht zu haben, als er die Frage gestellt hatte. Auch die Männer an der Theke interessierten sich mehr für die Fremden als für ihre Getränke oder Suleikas Tanz.

Sie hatte die Tanzfläche verlassen und bewegte sich auf die Tische zu.

Auch trug sie nicht mehr das lange Schleiergewand. Das lag längst am Boden. Bekleidet waren sie mit einem knappen Oberteil, aus dem der Busen teilweise hervorsprang, und einem aus langen Fäden geknoteten, rockartigen Gebilde, das bis zu ihren Fußknöcheln reichte. Dabei bewegte sie sich wild im Kreis, zuckte vor und zurück und trat dicht an die Gäste heran, wobei sie sich über sie beugte und sich von ihnen Geldscheine in das Oberteil stecken ließ.

Es wurde geklatscht und getrampelt. Auch die vorhin noch vor dem Lokal sitzenden Gäste waren hereingekommen. Sie standen an der Tür wie eine lebende Mauer.

Suleika tanzte quer durch das Lokal und näherte sich im weiten Bogen der Theke.

Auch Suko und Bill verfolgten ihre Bewegungen. Suleika tanzte den beiden Männern entgegen.

Sie hatte diese noch nicht erreicht, als Bill einen warnenden oder bestimmten Blick von ihr auffing. Nur für einen kurzen Moment, aber der Reporter hatte verstanden.

Er griff in die Tasche, holte einen Geldschein hervor und hielt ihn hoch.

In einer wirbelnden Pirouette drehte sich die Tänzerin näher und stand plötzlich vor Bill. Dort bewegte sie sich weiter, drückte ihren Körper zurück, dann vor, so daß Bill ihr den Schein in das Oberteil stecken konnte.

Ihre Gesichter befanden sich für einen Moment dicht an dicht.

Und Bill hörte die flüsternde Stimme der Tänzerin. »Nach dem Tanz in meiner Garderobe!«

Mehr sagte sie nicht. Im nächsten Moment wirbelte die Bauchtänzerin wieder auf die Tanzfläche und beendete unter einem fast orkanartigen Beifall ihre Darbietung.

Nachdem der Beifall ausgeklungen war, fragte der Reporter den neben ihm sitzenden Suko: »Hast du verstanden, was sie sagte?«

»Ja.«
»Wann gehen wir?«
»Warte noch einen Moment. Es sieht sonst zu auffällig aus.«
Da hatte Suko recht. Sie schauten zu, wie sich Suleika verbeugte, Kußhände verteilte und verschwand. Die beiden Fremden bedachten sie mit keinem Blick.
Suko und Bill hatten sich genau gemerkt, durch welche Tür sie gegangen war. Sie nippten an ihrem Kaffee, der leider kalt geworden war, und warteten.
Nur allmählich kehrte Ruhe ein. Die Gäste sprachen über den Tanz.
Auch die Typen am Tresen waren noch abgelenkt. Der Wirt hatte alle Hände voll zu tun, um den Bestellungen nachzukommen, und die beiden Kellner wirbelten durch das Lokal.
»Nun ja«, sagte der Reporter. »Das ist günstig.«
Gleichzeitig rutschten sie von den Hockern. Sie verschwanden durch dieselbe Tür, gelangten in einen Gang, in dem es nach Knoblauch und scharf gewürztem Essen roch. Nichts für europäische Nasen.
Gesehen wurde sie nicht. Aus der Küche hörten sie eine Frauenstimme. Sie schimpfte.
Beide schritten durch den kahlen Gang. Eine Tür führte zu den Toiletten.
Der Geruch war nicht angenehm. Bill fand die Garderobe als erster.
Es stand zwar kein Name daran, aber an einem außen eingeschlagenen Nagel hing ein dünner Bademantel aus billigem Stoff.
Der Reporter klopfte an, horte Suleikas Stimme und betrat zusammen mit Suko die Garderobe.
Die Bauchtänzerin saß nicht vor ihrem Schminkspiegel, sondern auf einer zweisitzigen Couch. Sie hatte sich etwas übergezogen und den Schleier vom Gesicht genommen.
Trotz der dicken Schminke sahen ihre Züge verlebt aus. Sie war noch jung, aber das Leben hatte sie gezeichnet. Es schien kein Vergnügen zu sein, Geld mit Bauchtanz zu verdienen.
»Da sind wir«, sagte Bill und schloß die Tür.
Suleika drückte die Zigarette in einem Aschenbecher aus und warf die jetzt gelösten langen Haare zurück. »Setzen Sie sich.«
Bill nahm auf der Couch Platz. Suko zog sich einen Stuhl heran.
Beide Männer wurden von Suleika irgendwie spöttisch betrachtet.
»Sie haben ein Bild gezeigt«, begann sie.
»Ja«, sagte Suko. »Kennen Sie den Mann?«
»Müßte ich ihn kennen?«
Der Inspektor wiegte den Kopf. »Ich weiß nicht, was Sie mit dieser Frage bezwecken, aber es könnte sich positiv auswirken.«
»Sie sind Polizisten, nicht wahr?«
»So ungefähr«, gab Suko zu.

Die dunklen Augenbrauenstriche der Frau bewegten sich aufeinander zu. »Rauschgift?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Wir wollen nur ihn«, sagte Bill. »Es geht da um eine andere Sache.«

Suleika griff wieder nach ihren Zigaretten. »Ich kenne Fehrez. Er ist gefährlich…«

»Und tot!«

Suko hatte gesprochen. Er fügte noch ein Nicken hinzu. Suleika bekam große Augen.

»Stimmt das?«

»Ja!« Diesmal gab Bill die Antwort. »Ich war dabei. Ein Freund von mir erschoß ihn in Notwehr.«

»Dann wissen Sie auch, womit Fehrez sein Geld verdiente?«

»Wir nehmen es an. Er war ein Killer.«

»Ja, er tötete für Geld.« Suleika atmete tief durch. Den beiden Männern kam es vor, als wäre sie von einem innerlichen Druck befreit worden. »Tot«, flüsterte sie. »Das Schwein ist tot. Ich habe meine Ruhe vor ihm.«

»Hat er Ihnen etwas angetan?« fragte Bill.

Suleika legte den Kopf zurück, winkelte das linke Bein an und spannte beide Hände um das Knie. »Angetan?« flüsterte sie. »Und ob er mir etwas angetan hat. Immer wenn er kam, mußte ich ihm zu Willen sein. Ich war für ihn nicht mehr als eine Sklavin. Wollen Sie Einzelheiten hören?«

»Danke, wir verzichten.«

Die Bauchtänzerin stand auf und ging zu einem wackligen Schrank.

Sie öffnete die Tür und holte eine Flasche hervor. Es war Whisky.

Sie nahm einen kräftigen Schluck aus der Flasche. Dann stellte sie sie wieder weg. »Das mußte sein«, sagte sie. »Jetzt geht es mir besser.«

»Welche Aufträge führte er aus?« erkundigte sich Bill.

Suleika hob die Schultern und ließ sich wieder auf ihrem Platz nieder.

»Alles nahm er an.«

»Und sein letzter Auftrag? Wissen Sie darüber Bescheid?«

Suleika zündete sich eine neue Zigarette an. »Ja, er hatte wohl viel Geld bekommen, denn er kam her und hielt die Gäste frei. Seine Tasche steckte voller Scheine. Darauf angesprochen, sagte er ›Die Weiber haben noch mehr Kies.‹«

»Welche Weiber?«

»Seine Auftraggeber.«

Suko und Bill warfen sich einen bedeutsamen Blick zu. Es waren also mehrere.

»Könnten es vielleicht vier gewesen sein?« wollte Bill wissen.

Suleika nickte. »Klar, es waren vier.«
»Und die Namen?«
»Da fragen Sie mich zuviel.«
»Wo fand er sie denn?«
»Hier in London. Er brauchte nicht erst aus der Stadt zu fahren. Es war für ihn sehr bequem.«
Vier Frauen hatten einen Mordauftrag gegeben. Darüber kamen weder Suko noch Bill hinweg. Weshalb hatten sie das getan? Da mußte es doch einen Grund geben. So scharf die Männer auch darüber nachdachten, sie kamen zu keinem Ergebnis.
»Und mehr wissen Sie nicht über die Frauen?«
»Nein.«
»Auch nicht, wo sie wohnen?«
»Glauben Sie denn, er hätte mir etwas von seinem Job erzählt?«
»Immerhin hat er mit ihnen darüber gesprochen, daß vier Frauen ihn engagiert haben«, meinte Bill.
»Da schien er betrunken gewesen zu sein.«
»Überlegen Sie genau!« drängte Suko. »Vielleicht fällt Ihnen noch etwas ein. Jede Kleinigkeit kann von Bedeutung sein.«
Suleika lächelte und fuhr durch ihr Haar. »Manchmal leide ich an Gedächtnisschwund.«
»Dem kann abgeholfen werden«, sagte Bill und holte eine Zehn-Pfund-Note hervor. »Geht es jetzt besser?«
»Ich glaube.«
»Dann lassen Sie hören.«
»Fehrez war ziemlich abergläubisch. Er hatte sogar Angst, den Job anzunehmen, doch dann überzeugte ihn das Geld. Er sprach von einem düsteren Haus und einem kleinen Park, der aussah wie ein Friedhof.«
»Wohnten dort die Frauen?«
»Sicher.«
»Und Sie wissen nicht, wo es war?« hakte Suko nach.
»In London.«
»Fiel wirklich kein Name?«
Suleika schaute auf den Schein und verzog die breiten Lippen zu einem Lächeln. Bill verstand die Mimik. Er legte noch eine kleinere Geldnote daneben.
»Seltsam, wie man sich plötzlich wieder erinnert«, murmelte Suleika.
»Da fällt mir tatsächlich noch etwas ein. Die vier Frauen waren Witwen. Fehrez hatte sie nur in schwarzer Kleidung erlebt. Sie alle sollten mit demselben Mann verheiratet gewesen sein, der allerdings gestorben ist. Wie, das weiß ich auch nicht. Jedenfalls soll er adelig gewesen sein. Ein sogenannter Von.«
»Und das Haus?«

Suleika sagte: »Wie ich schon erwähnte. Es liegt in London. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

»Gibt es jemand, der besser Bescheid weiß?«

»Möglich.«

»Sagen Sie es uns!« forderte Suko.

»Man würde mich foltern, wenn…«

»Wir werden Sie schützen.«

»Es ist Arrasch, der Wirt.«

Wie auf ein Stichwort öffnete sich die Tür, und der Wirt erschien.

Suko und Bill bedachte er mit einem bösen Blick, während er sich an Suleika wandte! »Du mußt auf die Tanzfläche. Dein nächster Auftritt ist dran. Los, hoch mit dir!«

»Ja, ja.« Suleika stand auf und raffte einige Kleidungsstücke zusammen. Arrasch wollte sich verziehen. Dagegen hatte Suko etwas.

Er hielt den Mann eisern fest und zog ihn in die Garderobe, wo er ihn gegen eine Wand druckte. Suleika huschte nach draußen. Bill war ebenfalls aufgestanden und schloß die Tür.

Die Augen des Mannes zogen sich zusammen. Seine Schurrbartenden begannen zu zittern. »Ihr habt keine Chance, wenn ihr mich umlegt. Draußen sind meine Freunde, und die werden euch ihre Messer fünfmal durch die Rippen stoßen.«

Suko ließ den Mann los und trat einen Schritt zurück. »Wer hat davon gesprochen, daß wir dich umlegen wollen?«

Arrasch wischte über seinen Mund und erstarrte in der Bewegung, als Suko ihm den Ausweis zeigte.

»Kennst du das?«

Der Wirt schüttelte den Kopf.

»Wir sind Beamte von Scotland Yard, mein Lieber.« Der Chinese lächelte süffisant. »Was meinst du, was geschieht, wenn man versucht, uns zu töten!«

Plötzlich schwitzte Arrasch. Bill nahm deutlich den Knoblauch-Geruch bei ihm wahr.

Arrasch versuchte ein Grinsen. »Hier haben eure Kollegen schon nichts gefunden. Wir verhökern keinen Stoff.«

»Das glaube ich dir zwar nicht«, sagte Suko, »aber deswegen sind wir auch nicht gekommen.«

Die Tür wurde aufgebrochen. Bill wirbelte herum, auch Suko drehte sich. Sie sahen vier kräftige Gestalten, die allesamt Messer in den Händen hielten. Die Spitzen zeigten auf die beiden Männer.

Suko warf Arrasch einen Blick zu. »Willst du es tatsächlich riskieren?«

Der Mann holte tief Luft. »Haut ab!« schrie er dann und fügte noch etwas in einer fremden Sprache hinzu.

Die vier Typen verzogen sich tatsächlich.

»Dein Glück«, sagte der Inspektor. »Aber jetzt kommen wir zu den anderen Dingen. Daß in deinem Schuppen Drogen gehandelt werden, ist uns klar. Deswegen sind wir nicht gekommen, das ist auch im Moment nicht unser Bier. Es geht um den Mann, den ich dir gezeigt habe. Du kennst ihn!«

Arrasch hob die Schultern. Er wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. Aus seiner Sicht sogar verständlich, denn wer garantierte ihm, daß der andere ihn nicht umlegte?

»Ich sehe, daß du Angst hast«, erklärte Suko. »Und zwar große Angst. Die brauchst du nicht mehr zu haben, denn der Killer ist tot. Hast du gehört? Fehrez Meurisse lebt nicht mehr.«

»Was?«

»Ja, er wurde erschossen. Wir aber wollen wissen, wer ihm den letzten Mordauftrag gegeben hat. Und von dir haben wir erfahren, daß du ein Kontaktmann warst.«

Arrasch wurde unter seiner dunklen Haut bleich. »Das… das ist eine Lüge.«

»Nein, es stimmt!« meldete sich Bill. »Wir haben es erfahren, und du wirst reden. In deinem eigenen Interesse. Fehrez Meurisse kann dir nicht mehr gefährlich werden. Ich war selbst dabei, als es ihn erwischte. Wir haben nicht geblufft.«

»Ich weiß doch…«

»Rede!«

»Ach, verdammt!« Der Wirt drehte sich auf der Stelle. »Wenn das herauskommt…«

»Wer sollte es weitersagen?«

»Ja, ich habe ihn vermittelt!« knurrte er, wobei er zu Boden schaute, dann den Kopf hob und sofort den nächsten Satz nachsetzte. »Aber ich wußte nicht, um was es sich dabei handelte. Habt ihr verstanden? Ich vermittle viele Jobs. Man muß die Leute ja ans Arbeiten bringen…«

»Spar dir deine Soziologie«, fuhr Bill ihm in die Parade. »Sag uns lieber, wer etwas von Meurisse wollte.«

»Eine Frau.«

»Name.« forderte Suko.

»Den hat sie mir nicht gesagt.«

»Klar, hätte ich auch nicht. Aber wie ich dich Schlitzohr kenne, hast du ihn trotzdem herausbekommen.«

Arrasch grinste ein wenig schief. »Es war ein Zufall. Nur, sie schien keine Engländerin zu sein. Sie hieß Violetta Valeri.«

»Und kam aus London?«

»Sie wohnte in der Stadt.«

»Wo?«

Arrasch schüttelte den Kopf. »Das weiß ich wirklich nicht. Ihr müßt mir glauben. Für mich war es wichtig, den Namen zu kennen, falls

mal etwas passiert.«

»Oder du Geld brauchst«, sagte Bill. »Wir kennen das Spielchen. Nur war da die Rede von vier Frauen. Was hat es denn damit auf sich?« erkundigte sich der Reporter.

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Arrasch im Brustton der Überzeugung und legte seine Hand gegen die Brust. »Wirklich nicht. Ich kannte immer nur eine.«

Suko und Bill schauten ihn an. Er machte den Eindruck, als wüßte er wirklich nicht mehr. Es wäre zudem ungewöhnlich gewesen, hätte er mehr gewußt.

»Okay, wir werden dir glauben«, erklärte Suko. »Ausnahmsweise mal. Gibt es sonst noch irgend etwas, das du uns zu sagen hättest und das in unmittelbarem Zusammenhang mit Meurisse steht?«

»Nein.«

Suko und Bill glaubten dem Mann nicht, auch wenn er sie aus großen, treuen Augen anschaute. Dieser Typ war viel zu durchtrieben, er ließ sich nicht in die Karten schauen.

Zum Abschluß gab ihm Suko noch einen Rat mit auf den Weg.

»Sollte sich herausstellen, daß du uns einiges verschwiegen hast, gibt es Ärger für dich, mein Junge. Und zwar einen gewaltigen. Kannst du dir das vorstellen?«

»Ja, ja…«

»Dann verschwinde. Und noch eines. Sollten wir erleben, daß du deinen Ärger an Suleika ausläßt, wird deiner noch größer.«

»Natürlich.« Arrasch verbeugte sich sogar, bevor er fast fluchtartig aus der Garderobe verschwand.

Bill schaute ihm nach. »Das war mehr, als man erwarten konnte.«

»Wir haben unwahrscheinliches Glück gehabt.« Suko war bereits an der Tür. Er betrat als erster den Gang.

Niemand hielt sich dort auf, um die beiden Männer zu erwarten.

Der Wirt hatte seine Gäste anscheinend gut unter Kontrolle. Aber sie standen im Lokal.

Nur die wenigsten saßen. Neben, vor und hinter den Tischen hatten sie sich aufgebaut. Finster schauten sie die beiden Männer an.

Von Suleika war nichts zu sehen.

Arrasch hatte sich wieder hinter die Theke begeben. Auch er sagte nichts, war nur noch bleich.

Die Tür war versperrt. Suko ging, ohne zu zögern, auf die Leute zu. Sein Blick war kalt und eine Aufforderung zugleich. Noch rührten sich die Typen nicht. Erst als Suko nur einen Schritt von ihnen entfernt war, schufen sie Platz.

Die Lücke war so groß, daß der Chinese hindurchgehen konnte.

Bill folgte ihm.

Draußen atmeten sie durch, während die Gäste sie beobachteten.

»Laß uns gehen«, schlug Bill vor. »Hier kann noch immer plötzlich ein Messer fliegen.«

Suko war einverstanden. Wenig später befanden sie sich im Parkhaus.

Noch aus dem Bentley rief Suko bei der Fahndungsabteilung an, um die Anschrift einer gewissen Violetta Valeri feststellen zu lassen.

»Wenn wir die haben«, sagte der Chinese…

»Haben wir auch John Sinclair«, fügte Bill hinzu.

»Hoffentlich.«

Ich sah das Gesicht der Frau dicht vor mir. Den Schleier hatte sie zurückgeschoben, und so konnte ich sogar die Poren auf ihrer blassen Haut erkennen. Die Augen wirkten, aus der Nähe betrachtet, wie dunkle Kohleschächte, in deren Innern ein unheimliches Feuer glühte. Das Feuer der Leidenschaft, des Hasses auf denjenigen, der ihren Mann getötet hatte.

»Dafür wirst du leiden, Geisterjäger. Dafür wirst du schrecklich sterben. Du sollst es noch schwerer haben, als unser geliebter Mann. Ich verspreche es dir.«

Viele Frauen waren in ihrem Haß nicht auszurechnen. Und die Valeri, die so dicht vor mir stand, lebte allein für ihren Haß.

Bisher hatte ich ihre rechte Hand noch nicht gesehen. Plötzlich tauchte sie ebenfalls vor meinem Gesicht auf.

Und mit ihr die Spritze!

Jetzt wußte ich, wie sie mich vom Andreas-Kreuz losbinden wollten.

Wahrscheinlich befand sich ein Zeug in der Spritze, das mich bewußtlos machte. Dann würde es ihnen keine Schwierigkeiten bereiten, mich in den Sarg zu stecken und den Deckel zu schließen.

Ich wollte nicht. Nur – wie sollte ich mich wehren?

Den Kopf konnte ich bewegen. Ich warf ihn von einer Seite zur anderen, wollte der Frau kein gutes Ziel geben. Sie reagierte wütend und auch brutal. Die fünf Finger ihrer linken Hand bekamen meine Haare zu fassen und hakten sich darin fest. Dann drückte sie mir den Schädel nach hinten, so daß ich gegen das Holz des Andreaskreuzes stieß.

»Und da bleibst du jetzt!« zischte sie, während sie den anderen Arm hob und zustach.

An der rechten Wange spürte ich den Schmerz. Kurz nur, aber mehr brachte eine Spritze auch nicht.

Ich sah noch, wie sich der Daumen der Frau bewegte und sie ihre Lippen in die Breite zog.

Zähne wurden sichtbar.

Und Vampirzähne!

Links und rechts stachen sie aus dem Oberkiefer hervor. Nicht sehr lang, sondern kurz und kräftig, aber auch sehr spitz. Nun wußte ich,

daß diese vier Frauen tatsächlich das Erbe des Vampir-Barons von Tirano übernommen hatten.

Sie wollten nicht einmal mein Blut, sondern mich elendig ersticken lassen. Ich öffnete den Mund, denn ich wollte etwas sagen. Da zog die Frau die Spritze wieder zurück.

Die Flüssigkeit, die in dem kleinen Kolben gesteckt hatte, war wirklich eine besondere, denn sie wirkte sehr schnell. Ich merkte, daß etwas durch meinen Körper floß, gegen das ich mich nicht wehren konnte. Es hielt mich fest wie eine Klammer, und ich schnappte nach Luft. Ich fühlte ein seltsames Kribbeln in den Gliedern und merkte, wie sie weich wurden.

Ich floß weg.

Das Gefühl hatte ich. Es kam mir so vor, als würde ich das Kreuz verlassen und mit dem Körper durch irgendeinen imaginären Raum schweben. Aber ich hing noch fest.

Die Frau trat zurück.

Für mich wurde sie zu einer seltsamen Gestalt. Ihre Umrisse veränderten sich. Ich sah sie wellig, weich und fließend. Wie eine Figur, die von einer modernen Künstlerin geschaffen und auf den Boden gestellt worden war.

Auch die anderen kamen herbei. Ebenfalls zu zerfließenden und wallenden Wesen degradiert.

Dieses Teufelszeug hatte mich nicht bewußtlos gemacht, sondern nur mein Gesichtsfeld verändert. Nach wie vor bekam ich alles mit, nur empfand ich es nicht als so schlimm.

Obwohl sich die Frauen normal bewegten, wirkte es auf mich völlig anders. Irgendwie schwebend. Und sie glitten auch näher an das Kreuz heran.

Plötzlich stach etwas aus ihren Fäusten hervor. Es waren Messerklingen, die rötlich schimmerten, wenn dam Licht des allmählich niederbrennenden Feuers sie traf.

Violetta Valeri hielt ebenfalls ein Messer in der Hand. Die Klinge tauchte dicht vor meinem Gesicht auf, so daß ich Angst bekam, die Frau würde mir damit die Kehle aufschlitzen.

Das Messer wischte vorbei und näherte sich meinem rechten Handgelenk.

Dort spürte ich den gleichen Ruck wie an meinem linken und auch an den Fußgelenken.

Ich sackte zusammen, als die Stricke fielen. Es war mir einfach unmöglich, mich auf den Beinen zu halten. Die Spritze wirkte, hinzu kam das noch nicht überwundene Chloroform, so daß sich alles addierte und ich nicht mehr stehen konnte.

Sie hielten mich auch nicht fest. Vor ihren Füßen und zwischen Kreuz und Feuer brach ich zusammen. Gekrümmt blieb ich auf dem

Kellerboden liegen, hörte ihr Lachen, das für mich zu einer seltsam schrillen Melodie wurde, als wäre es durch einen Synthesizer verstärkt worden.

Sie beugte sich über mich. Dabei bekam ich einen leichten Tritt gegen die Schulter, so daß ich auf den Rücken fiel und die Gesichter sah, wenn ich die Augen öffnete.

Nur die Gesichter mit den hochgeschobenen Schleiern!

Schreckliche Fratzen. Vampirzähne. Gier nach Blut in den Augen und auch die Vorfreude auf meinen Tod.

Ich preßte hart die Zähne zusammen, wollte mich dagegen stemmen, aber sie ließen mich nicht.

Ich mußte unten bleiben.

Wieder wischten die Messer heran. Gefährlich, wie die Klingen dicht vor meinen Augen tanzten, so daß ich das Gefühl bekam, sie würden mich jeden Moment berühren.

Dann verschwanden die Messer. Dafür erschienen ihre Hände in meinem Blickfeld.

Sie tauchten nach unten. Sehr bald tasteten die Finger über meinen Körper, hakten sich fest und versuchten, mich in die Höhe zu zerren.

Das fiel ihnen nicht leicht. Ich war zwar kein Schwergewicht, brachte aber auch meine Pfunde auf die Waage.

Über den Boden wurde ich gezerrt und geschleift, bis ich neben dem Sarg liegenblieb. In meinem Rücken spürte ich die Wärme des Feuers.

Die Ausläufer der Flammen strichen auch über meinen Hals. Ich hatte fast das Gefühl, als würde die Haut angesengt.

Dabei ließ ich die vier Vampir-Witwen nicht aus den Augen. Zwei von ihnen machten sich am Sarg zu schaffen. Es waren Gloria Gordon und Helga Gramer. Sie sprachen auch miteinander. Leider konnte ich nicht verstehen, was sie sagten, hörte nur ihr Lachen, wenn sie den Dialog unterbrachen.

Die Witwen hoben den Deckel ab.

Diese Tatsache versetzte mir einen Schock, der gleichzeitig positive Folgen für mich hatte, denn ich konnte wieder normal sehen.

Bisher hatte ich vieles nur verschwommen mitbekommen, nun sah ich die Gestalten klar und deutlich.

Vier Frauen.

Und einen Sarg!

In meinem Innern zog sich einiges zusammen. Glasklar stand das Schicksal vor meinen Augen, das ich schon einmal erlebt hatte und das mir jetzt noch manches Mal Alpträume bereitete.

Es lag schon lange zurück, aber ich erinnerte mich sehr gut daran, daß mich ein gewisser Zarcadi in einen Sarg gelegt hatte und lebendig begraben wollte.[2]

Die Zeit in der Totenkiste war mir lang vorgekommen. Noch in der

Erinnerung spürte ich, wie ich damals gekämpft hatte, um noch ein Quentchen Luft zu bekommen. Sie hatten mich in das Grab gesenkt und Erde auf den Sarg geworfen.

Noch jetzt echoten die dumpfen Laute in meinen Ohren, als die Erde auf den Sarg gefallen war.

Schrecklich…

Die beiden Frauen erhoben sich aus ihrer gebückten Haltung. »Es ist soweit!« vernahm ich die Stimme der Valeri.

»Kommt her«, erklärte Violetta Valeri.

Die beiden gehorchten und stellten sich neben ihre Freundinnen.

Noch einmal schauten sie auf mich herab. Ich sah ihre Gesichter wieder deutlicher. Die Valeri kam mir vor, als wäre sie die älteste.

Der Baron hatte stets jüngere Frauen geheiratet, und Isabell Mori war zwar kein Kind mehr, sie konnte aber nicht älter als 22 sein.

So verschieden alt sie auch waren, an ihren Motiven änderte sich überhaupt nichts. Sie hatten den Baron geliebt, und wollten denjenigen umbringen, der sich für seinen Tod verantwortlich zeigte.

Diese Frauen sahen zwar aus wie Menschen, nur besaßen sie keine menschlichen Gefühle mehr.

Kalt starrten sie auf mich nieder. Sie bewegten ihre Lippen, die Zungenspitzen fuhren darüber, und manchmal stießen sie ein rohes Lachen aus, wenn sie sich freuten.

»Bücken!«

Wieder gab die Valeri das Kommando.

Ihre drei Schwestern gehorchten ihr aufs Wort. Sie drückten ihre Oberkörper nach unten, faßten mich an den Schultern und hoben auch meine Beine an.

Nichts, aber auch gar nichts konnte ich tun. Ich hätte es gewollt, nur gehorchten mir meine Glieder nicht mehr. Das Gehirn sandte zwar Befehle aus – allein, sie wurden nicht umgesetzt.

Ich hing wehrlos in ihrem Griff.

Der braune Sarg stand in der Nahe. Durch den Widerschein der Flammen hatte das Holz einen rötlichen Schimmer bekommen. Weit brauchte man mich nicht zu schleppen, und die Sarg-Öffnung war zudem groß genug, um mich hineinfallen lassen zu können.

Sie hielten mich so, daß ich noch für Sekunden über der Öffnung schwebte.

Wieder gab die Valeri das Kommando. »Laßt ihn fallen!«

Eine halbe Sekunde später hielten mich keine Hände mehr. Da fiel ich nach unten.

Man hatte es mir bequem machen wollen, denn der Sarg zeigte ein dunkles Polster. Ich fiel weich, nur beim Aufprall schabte mein linkes Ohr über die Innenwand.

Dann lag ich still. Sogar meine Beine befanden sich im Innern der

Totenkiste.

Sie machten es wie auf einer Bühne. Bauten sich zu beiden Seiten des Sargs auf und schauten hinein.

Leider befand ich mich in keinem Drama von Shakespeare, sondern in der Wirklichkeit. Ich war voll erwischt worden, und es gelang mir noch immer nicht, mich zu regen.

»Den Deckel!« Violetta Valeris Stimme drang als scharfes, böses Flüstern an meine Ohren.

Zu dritt hoben sie ihn an. Violetta trat zur Seite. Zuletzt sah ich noch ihr lächelndes Gesicht, dann half sie mit, den Deckel auf das Unterteil zu legen.

Sie sprachen miteinander und redeten über Sicherungen, die sie im Haus eingebaut hatten.

»Denn niemand darf uns stören, und niemand wird uns stören, wenn wir ihn begraben…«

Mich schüttelte es, als ich die Worte hörte. Vom Nacken herab rann es kalt nach unten, und ich sah den Raum zwischen Sarg und Deckel immer kleiner werden.

Auch das Feuer verschwand allmählich. Ein letzter Widerschein noch, dann war er nicht mehr zu sehen.

Der Deckel schloß sich.

Fugendicht!

Ich lag in völliger Finsternis, hielt den Atem an, spürte den Schweiß auf meiner Stirn und bekam das, womit ich schon lange gerechnet hatte.

Angst!

***

»Sieh mal an«, sagte Bill Conolly. »Das Weibstück wohnt nicht einmal weit von uns entfernt. Gerade eine Meile Luftlinie in Richtung Südwesten. Hätte ich das gewußt!«

»Dann weißt du es jetzt«, erklärte Suko.

»Natürlich.«

Sie saßen wieder im Bentley. Es war nicht einfach gewesen, die Adresse herauszubekommen. Zudem hatten sie noch über Violetta Valeri Erkundigungen eingezogen, nur war nichts Negatives über diese Frau bekannt. Praktisch gar nichts. Sie lebte zurückgezogen, war polizeimäßig nicht aufgefallen und bewohnte ein ziemlich großes Haus, das sie von einem Makler nebst Grundstück und kleinem Park erworben hatte.

Die Nachforschungen hatten viel Zeit in Anspruch genommen.

Hinzugekommen war noch der Besuch im Afrikanerviertel, so daß Suko und Bill sich erst am späten Nachmittag auf den Weg machen konnten.

Inzwischen hatten sie auch Sir James eingeweiht, der sich ziemlich schockiert gezeigt hatte.

»Holen Sie ihn zurück«, hatte er gesagt. »Setzen Sie alles ein, um John Sinclair aus den Klauen dieses Weibes zu befreien.«

»Sie irren, Sir«, hatte Suko erwidert. »Wahrscheinlich sind es vier, mit denen wir uns herumschlagen müssen.«

»Das werden Sie doch auch schaffen, oder?« Sir James hatte die beiden Männer auffordernd angeschaut.

»Natürlich, Sir.«

Am Himmel ballten sich wieder dunkle Wolken zusammen. Ein unheimliches Spiel aus Dunkel und Helligkeit. Für den Auftrag, den beide Männer durchzuführen hatten, das richtige Begleitwetter.

Im Londoner Nachmittagsverkehr blieben sie ein paarmal stecken.

Da half alles Fluchen nichts, sie mußten warten. Als sie die Themse überquert hatten, ging es mal wieder besser, und schon bald erreichten sie die südlichen Randbezirke der Millionenstadt, wo das Verhältnis zwischen Grün und Häusern noch einigermaßen in Ordnung war.

»Du kennst die Gegend?« fragte Suko.

»So einigermaßen. Ich weiß nur, daß es dort ziemlich feucht ist.«

»Sumpf?«

»Fast.«

»Kein gutes Bauland!«

»Ja, da stehen auch nur alte Häuser. Für Siedlungen ist das Gebiet nicht erschlossen worden. Ein Glück auch«, erklärte Bill. Da er fuhr, konnte Suko ungehindert aus dem Fenster blicken. Eine ländliche Gegend mit schmalen Straßen und manchmal nur Wegen, die durch Flußauen führten.

»Hier wohnen diese Witwen richtig«, sagte der Chinese.

Bill enthielt sich eines Kommentars. Er mußte aufpassen, daß er die schmale Abzweigung nicht verfehlte. Im letzten Augenblick entdeckte er sie, ließ noch zwei Radfahrer vorbei und bog dann ein.

Es war ein Feldweg, den man mit Schotter und Steinen befestigt hatte.

Rechts und links wuchsen Hecken hoch. Aber nur dann, wenn sie Grundstücke begrenzten.

In einer Wegbiegung stoppte der Reporter den Bentley. »Den Rest gehen wir zu Fuß. Ich will nämlich nicht so rasch entdeckt werden.«

Suko war einverstanden.

Für Juni war die Luft ziemlich kühl. Jemand kam von der Seite her auf sie zu. Es war ein Mann. In der rechten Hand hielt er eine Harke.

Eine Gartenschürze umspannte seinen kugeligen Bauch. »Wo wollen Sie denn hin?« fragte er mißtrauisch.

»Wir besuchen eine Bekannte«, erklärte Bill.

»Das verrückte Weib?«
Der Reporter schaltete sofort. »Sie kennen Miß Valeri?«
»Und ob. Zwar habe ich kaum mit ihr gesprochen, aber sie und die drei anderen Weiber wohnen in diesem komischen Haus wie Einsiedlerinnen. Zuerst hatte ich ja gedacht, sie würden daraus ein Bordell machen. Nichts da, es kommt kaum jemand zu Besuch. Außerdem laufen sie immer in Schwarz herum. Als wären sie in Trauer.«
»Es sind Witwen«, erklärte Bill.
»Ach so, dann will ich nichts gesagt haben.«
»Sind die Frauen denn jetzt zu Hause?« wollte Suko wissen.
Der Mann lachte. »Witwentröster, wie?«
»Nein, Versicherung.«
»Auch das noch. Na, ist nicht mein Bier. Soviel ich weiß, sind sie da. Ich habe auch den Wagen gesehen. Die fahren sogar einen Rolls. Müssen massig Geld haben.« Er hob die Schultern. »Na ja, als Witwen. Vielleicht hatten die Kerle Kies.«
Bill und Suko sahen nicht ein, daß sie dem Mann die Wahrheit erzählen sollten, deshalb nickten sie ihm zu und verabschiedeten sich.
»Aber der drehen Sie bestimmt keine Versicherung an!« rief der Mann hinter ihnen her.
»Mal sehen.«
»Wir hätten uns ja eigentlich noch genauer nach dem Haus und dem Grundstück erkundigen können«, meinte Bill.
Suko sprach dagegen. »Dann wäre er mißtrauisch geworden.«
»Sicher…«
Das Haus lag auf der linken Seite. Viel war nicht von ihm zu sehen.
Über eine große Hecke schaute das Dach hinweg. Es hatte eine fast quadratische Form und fiel zu allen Seiten gleichmäßig schräg und im exakten Winkel ab.
Bevor sie die Straße verließen, schauten sie sich noch einmal um.
Der Mann war nicht mehr zu sehen.
Suko und Bill nutzten die Gelegenheit, um sich seitwärts der Straße ins Gelände zu schlagen.
Der Boden war in der Tat weich. Sogar ein wenig sumpfig, denn in ihren Trittstellen blieben stets kleine Wasserreste zurück. Sie näherten sich ihrem Ziel von der Seite, und sie sahen auch dort die Hecke als großes Hindernis.
»Da müssen wir rüber«, meinte Suko. »So leid es mir tut.«
»Das schaffst du doch immer.«
»Klar.«
Kühler Wind fuhr in ihre Gesichter. Er brachte den Geruch von brackigem Wasser und verfaulenden Pflanzen mit. Im Schutz der Hecke blieben beide Männer stehen. Über ihnen segelten Krähen in

die dunkelgrauen Wolkenberge hinein.

»Sollen wir sofort über die Hecke oder um das Grundstück herum?« fragte Bill.

»Direkt rüber.«

Der Reporter nickte. »Wer zuerst?«

»Ich mache den Anfang«, erklärte Suko.

Bill Conolly half dem Chinesen mit einer »Räuberleiter«, und Suko konnte die obere Seite der Ligusterhecke bequem erreichen.

Sie trug den Körper wie eine Decke. Zwar bogen sich Zweige durch, aber die Krone hielt das Gewicht des Chinesen dennoch gut aus. Suko warf einen Blick in den Garten. Viel konnte er nicht erkennen, da sich nicht weit von der Hecke entfernt schon die Hausmauer befand. Zum Garten hin verwehrten dicht belaubte Bäume das Blickfeld.

»Ist die Luft rein?« zischte Bill von unten her.

»Alles klar.«

»Ich komme!«

Suko drehte sich herum. Die Hecke bewegte sich stärker, als Bill versuchte, an ihr hochzuklettern. Der Chinese streckte den Arm aus, so daß Bill dessen Hand erreichen konnte und von Suko hochgezogen wurde.

Wenig später landeten beide an der anderen Seite auf dem weichen Boden. Licht sahen sie nicht, als sie an der Hauswand hochblickten.

Hinter den Fenstern lauerte die Dunkelheit. Auch die Vorderseite des Hauses lag in völliger Ruhe.

Bill Conolly entdeckte noch eine Garage. Sie bestand nur mehr aus einem Holzschuppen. Darin parkte der Rolls Royce. Der Reporter sah ihn, als er durch einen Spalt in der Tür blickte.

Natürlich fanden sie die Haustür geschlossen. Es bestand der dringende Verdacht, daß die Frauen an einer ungesetzlichen Handlung beteiligt gewesen waren, deshalb konnte Suko es riskieren und sein Besteck einsetzen. Mit diesem Werkzeug bekam er fast jedes Schloß auf.

»Es wird keine Schwierigkeiten bereiten«, murmelte er, während er sich bückte, und Bill Conolly die nähere Umgebung im Augenschein behielt. Gestört wurden sie nicht.

Es war auch nicht zu ruhig. Wind wühlte sich durch die Bäume und ließ das Blattwerk rauschen. Etwa eine halbe Minute benötigte Suko, um das Schloß zu öffnen.

»Komm!« wisperte er.

Beide Männer verschwanden durch die Tür. Wie Schatten tauchten sie in das Haus ein.

Es war wirklich alt. Durch die Fenster fiel graues Licht. Auch bei dieser Beleuchtung erkannten die Männer, daß das Innere des Hauses einer Renovierung bedurft hätte.

Die Wände waren nicht mehr glatt, sondern uneben. Putz war von ihnen herabgefallen und lag auf dem Boden. Es gab nur wenige Möbel in der Halle. Auf ihnen lag der Staub.

Aber sie sahen Spuren auf dem Boden. Hier waren mehrere Personen gegangen.

Suko und Bill verhielten sich zunächst still. Sie atmeten auch nicht laut, denn sie wollten auf keinen Fall gehört oder schon frühzeitig erwischt werden.

Geräusche drangen nicht an ihre Ohren. Keine Stimmen, nicht das Ticken einer Uhr oder Schritte.

Die Ruhe war unnatürlich.

»Wahrscheinlich sind die nicht da«, sagte der Reporter.

»Möglich.« Suko suchte den Boden ab. Er ging ein paar Schritte, wobei er die Spuren verfolgte, und meinte dann: »Wir haben den Wagen in der Garage gesehen, also müssen sie sich in der Nähe aufhalten.«

»Vorausgesetzt, sie fahren keinen zweiten«, warf Bill ein.

»Stimmt auch wieder.«

Suko entfernte sich noch weiter von seinem Partner. Er stand dicht an der Treppe und zog plötzlich schnaufend und so laut die Luft durch die Nase, daß der Reporter aufmerksam wurde. »Was hast du?«

»Riechst du nichts?«

»Nein.«

»Komm mal her.«

Bill ging auf Zehenspitzen. Neben Suko blieb er stehen, schnüffelte und nickte. »Das riecht nach Feuer oder Rauch.«

»Eben.«

»Und wo kommt es her?«

»Rauch steigt nach oben. Ich nehme an, daß sich die ›Quelle‹ im Keller befindet.«

»Okay, sehen wir nach.«

Bill und Suko fanden sehr schnell die Tür zum Keller. Mochte das Haus auch noch so alt sein, es war auch in den untersten Räumen Licht vorhanden. So konnten sich die beiden Männer im Licht einer trüben Birne orientieren. Je tiefer sie kamen und je mehr Stufen der altersschwachen Steintreppe sie hinter sich ließen, um so schärfer wurde der Geruch. Beide waren sicher, daß es sich um ein Feuer handelte.

Als sie die Treppe hinter sich gelassen hatten, mußte Bill den Kopf einziehen, sonst wäre er mit dem Scheitel gegen eine Decke gestoßen.

Er fühlte, daß er der Lösung des Rätsels nahe war. Hier unten hatte sich etwas Entscheidendes getan, und dieses mußte mit ihrem gemeinsamen Freund, dem Geisterjäger John Sinclair, zusammenhängen.

Mehrere Türen standen zur Auswahl. Es waren Bretterverschläge und Bill wandte sich der zweiten zu. Als er sie öffnete, sah er bereits die Rauchschwaden, die ihm entgegentrieben. Er flüsterte Suko einige Worte zu und der Inspektor war rasch da.

Gemeinsam betraten sie das Verlies.

Nur mühsam unterdrückten sie ein Husten. Beide sahen, daß der Qualm größtenteils nach oben abzog und in einem Luftschacht verschwand. Licht gab es hier nicht. Zum Glück strahlte das allmählich ausbrennende Feuer einen Schein ab, der ausreichte, um auf Taschenlampen verzichten zu können.

Bill ging als erster los, umrundete das Feuer und stand vor dem Andreas-Kreuz. Er sagte noch nichts, schaute nach unten und sah dort die Reste der zersäbelten Stricke.

»Suko!«

Auch der Inspektor wußte Bescheid. Er sprach die Worte aus.

»Hier muß John gefesselt gewesen sein.«

»Ja. Aber wo steckt er jetzt?«

»Die vier Witwen haben ihn weggeschafft.«

»Und wohin?« Suko überlegte laut. »Warte mal, der Wagen steht in der Garage. Wenn wir davon ausgehen, daß es der einzige ist, und die Frauen nicht weggefahren sind, müßten oder könnten sie sich möglicherweise noch in der Nähe aufhalten.«

»Du meinst auf dem Grundstück?«

»Ja.«

»Was sollen wir dann noch hier?« Bill drehte sich um. Er wollte das Verlies verlassen.

Suko ebenfalls. Er schaute dem Reporter nach, und sah über der Tür etwas blitzen.

»Vorsicht Bill!«

Im selben Augenblick löste sich das Beil aus der Sperre und fiel nach unten!

***

Ich schaukelte!

Hätte ich nicht in diesem stockfinsteren Sarg gelegen, hätte ich einen Vergleich mit einem Schiff bei mittlerem Seegang nicht zu scheuen brauchen.

So ähnlich erging es mir. Vier Frauen trugen den Sarg. Sie waren unterschiedlich groß, zudem gingen sie über einen unebenen Boden, da lag es auf der Hand, daß sich der Sarg von einer Seite auf die andere bewegte und ich diese Schwünge ebenfalls mitmachte.

Das alles war harmlos im Gegensatz zu dem, was mich erwartete.

Lebendig würden sie mich begraben. Wie es dieser verfluchte Zarcadi vor Jahren schon einmal versucht hatte.

Für eine solche Tat gab es kaum eine Beschreibung. Mir fielen Worte wie schrecklich und grauenhaft ein, wobei ich mich wieder fragte, ob ich nicht schon erstickt war, wenn wir das Grab erreichten.

Für wie lange bekam ich Luft? Vielleicht zehn Minuten? Es mußte schrecklich sein, so elendig zu ersticken.

Schon jetzt gaukelten mir meine überspannten Nerven furchtbare Bilder vor. Ich sah mich schon in wilden Krämpfen zuckend und hörte das Lachen der Vampirinnen.

Das existierte tatsächlich. Sie unterhielten sich und lachten mich dabei aus.

Manchmal klopften sie auch auf den Sargdeckel und fragten mich, wie es mir ginge.

Eine Antwort bekamen sie nicht. Wenn ich sprach, verbrauchte ich mehr Sauerstoff, und den benötigte ich so dringend wie möglich.

Nur keine unnötige Bewegung, keine Anstrengung, ruhig liegen.

Vielleicht geschah noch ein Wunder.

Nein, daran war nicht zu denken. Kein Wunder würde geschehen.

Wie auch? Wo die mich hinschafften, gab es kein transzendentales Tor in eine andere Welt, wie es damals eines gegeben hatte, als mich Zarcadi in die Erde ›schickte‹. Da war ich auf wahrlich wundersame Art und Weise gerettet worden. Das würde sich hier nicht wiederholen.

Also keine Chance!

Die Angst nahm zu. Sie steigerte sich mit jedem Schritt, den die vier Vampir-Witwen zurücklegten. Sie preßte mir die Kehle zusammen, ich spürte wieder die Übelkeit hochwallen und hatte abermals das Gefühl, mich übergeben zu müssen.

Nur durch die Nase atmete ich. Die Augen hielt ich offen, die Arme waren rechts und links an meinen Körper gelegt, während mir die Dunkelheit wie eine schwarze Decke vorkam.

Wann würden sie das Grab erreichen? Ich wußte es nicht, denn ich kannte das Gelände nicht. Konnte mir allerdings vorstellen, daß sie es schon ausgehoben hatten.

Schloß der Deckel wirklich so dicht?

Obwohl es einer Anstrengung meinerseits bedurfte, wollte ich es ausprobieren. Deshalb hob ich die Arme an, knickte die Hände im rechten Winkel weg und legte die Flächen unter den Deckel.

Dann drückte ich.

Nicht einmal das Holz bewegte sich. Es war einfach ein zu gutes Material. Nein, diese Mühe konnte ich mir sparen. Den Sargdeckel bekam nur jemand hoch, der die Kräfte eines Herkules besaß.

Meine Arme sanken wieder nach unten.

Ich schwitzte stärker. Es gab keine Stelle an meinem Körper, die vom Schweiß der Angst verschont geblieben wäre. Ich roch meine eigene

Ausdünstung und merkte, daß die Luft feuchter und schwerer wurde.
Der Sauerstoffgehalt nahm ab…
Dabei versuchte ich, meine Angst herunterzuschlucken.
Vergeblich, der Druck in der Kehle wollte einfach nicht verschwinden. Dafür steigerte sich mein Herzschlag.
Ein hartes Pochen jagte bis in meinen Kopf und verursachte auch dort leichte Schmerzen. Hitzewellen rasten durch meinen Körper, und die Angst in mir bekam noch eine Steigerung.
Wieder klopfte jemand auf den Sargdeckel. Ich zuckte zusammen und hörte eine höhnische Stimme, die fragte: »Lebst du noch, Geisterjäger?«
Violetta Valeri hatte gesprochen. Eine Antwort bekam sie von mir nicht. Die Luft wollte ich mir sparen, so ließ ich die vier Vampir-Witwen im Unklaren.
Flach atmete ich durch die Nase. Meine Hände lagen mit den Flächen rechts und links innen an der Sargwand. Ich fühlte nach, denn ich wollte herausfinden, ob irgendwo ein Nagel vorstand oder es eine lockere Stelle gab.
Das war nicht der Fall.
Fugenlos schloß die Seite. Man hatte leider eine sehr gute Qualität für diesen Sarg verwendet.
Es ist wohl für keinen Menschen leicht, sich mit dem Sterben näher auseinanderszusetzen. Auch mir erging es so. Dennoch versuchte ich, die Gedanken zu verbannen und mich auf die vier Sarg-Trägerinnen zu konzentrieren. Sie sprachen hin und wieder miteinander. Die Worte verstand ich nicht. Wenn die Dialoge durch ein Lachen unterbrochen wurden, gab es mir jedesmal einen Stich.
Da freuten sich vier Vampir-Witwen auf das Ende ihres Feindes.
Sie kosteten ihre Rache aus, denn sie waren einmal mit dem Baron von Tirano verheiratet gewesen.
Der Baron!
Ein Widerling, ein Vampir, der die Ratten zu seinen Freunden erwählt hatte. Ihnen war es auch gelungen, ihn nach 200 Jahren zu befreien. Er hatte sich eine Tarnexistenz aufgebaut und das Leben eines normalen Menschen geführt. Sogar viermal geheiratet. [3]
Da konnte man nur den Kopf schütteln, und ich fragte mich, ob er seine Gattinnen auch über sein wahres Leben eingeweiht hatte.
Bestimmt nicht oder erst später.
Ich wußte auch nicht, wie diese vier zu Blutsaugerinnen geworden waren. Hatte er sie gebissen? Es wäre der Normalfall gewesen.
Die Luft wurde schlechter, und ich schwitzte fürchterlich. Auch kam wieder die Todesangst zurück.
Vorhin hatte ich noch an den Vampir-Baron denken können, nun begann ich, am gesamten Körper zu zittern. Ich wurde fahrig. Es

gelang mir nicht mehr, die Ruhe zu bewahren. Ich öffnete und schloß meine Hände, manchmal kratzte ich mit den Fingernägeln über die Innenwand.

Es waren die gleichen Gefühle, die ich verspürt hatte, als mich Zarcadi begraben wollte.

Es fiel mir schwer, nicht nach Hilfe zu rufen und einfach liegenzubleiben. Am liebsten hätte ich mich von einer Seite auf die andere gewälzt und in das Kissen gebissen.

Noch immer schaukelte der Sarg. Die vier Vampirinnen konnten ihn einfach nicht gerade halten. Ich wurde durchgeschüttelt und hörte sie wieder sprechen.

Mein Name fiel. Auch das Wort verrecken!

Ja, es stimmte. Wenn mir nicht jemand half, würde ich lebendig begraben und wirklich auf schreckliche Art und Weise umkommen.

Längst waren meine Augen feucht geworden. Ich weinte, ohne es zu merken.

Die genau dosierte Wirkung der Spritze hatte nachgelassen. Ich war wieder voll da und bekam alles mit. An das dumpfe Gefühl in meinem Schädel dachte ich dabei nicht. Es würde auch vergehen.

»Vorsichtig!« Es war Violetta, die ihre drei Freundinnen warnte.

»Stolpert nicht.«

Sie gaben zwar acht, dennoch wurde ich geschüttelt. Wahrscheinlich trugen die Frauen den Sarg über eine ziemlich holprige unebene Strecke.

Und dann war Schluß.

Ich bekam einen Schreck, als ich merkte, wie der Sarg nach unten fiel und zu Boden prallte.

Dort blieb er zunächst stehen.

Ich wagte nicht einmal, Luft zu holen. Mit angehaltenem Atem lag ich da und lauschte.

Sie sprachen miteinander. Ich hörte irgend etwas von Stricken, die geholt werden mußten. Es lag auf der Hand, wofür die Stricke benötigt wurden. Sie wickelte man um den Sarg, damit die Totenkiste in die Tiefe des Grabs gelassen werden konnte.

Die Luft wurde weniger. Ich hatte das Gefühl, in einem feuchten Dschungel zu liegen, in dem ich mich kaum bewegen konnte. Die Luft war kaum mehr zu atmen, nur zu »trinken«.

»So, und jetzt ab!«

Wieder hatte Violetta das Kommando übernommen. Sie machten sich am Sarg zu schaffen. Etwas schrammte darüber.

Die Seile…

Wenn sie jetzt um die Totenkiste lagen, war alles klar. Dann konnten sie mich in die Tiefe lassen und das Grab zuschaufehl.

Ich würde lebendig begraben sein…

***

Es war hinterrücks, gemein und lebensgefährlich. So etwas konnten sich nur perverse Gehirne ausgedacht haben. Sukos Warnschrei war genau im richtigen Moment erfolgt. Mit einem Reflex konnte sich Bill Conolly noch zur Seite drehen.

Sehr dicht an seinem Körper vorbei fiel die Axt nach unten und traf den Steinboden.

So hart, daß Funken flogen und auch Steinstaub aufspritzte. Die schwere Axt stand für einen Moment auf der Kippe, bevor sie nach rechts fiel und neben Bill liegenblieb.

Der Reporter war leichenblaß geworden. Er mußte ein paarmal schlucken, hob die Hand, wischte sich über die Stirn, und um seine Lippen zuckte ein fahriges Lächeln.

»Verdammt!« flüsterte er. »Das war knapp.« Er schielte in die Höhe und sah über der Tür eine kleine Nische in der Wand. Dort hatte die Axt gestanden. Verbunden mit einem Kontakt, den Bill Conolly erst beim Verlassen des Kellers gelöst hatte.

Wie dies zusammenhing und alles funktionierte, interessierte beide Männer nicht. Die Axt war für sie Warnung genug gewesen.

Wenn sie weitergingen, mußte sie mit weiteren Fallen dieser Art rechnen.

Bill schüttelte sich, als hätte er einen Wasserguß abbekommen.

Dann öffnete er die Tür bis zum Anschlag, schielte hoch zur Decke, wo aber nichts geschah.

Er verließ den Raum.

Suko folgte ihm. Auch er war vorsichtig und schaute sich ein paarmal genau um.

Es gab keine weiteren Gefahrenquellen. Ungehindert erreichten sie den Kellergang und wandten sich der Treppe zu. Der Garten und das Gelände um das Haus war für sie wichtig geworden.

»Sollen wir nicht noch einmal oben nachschauen?« fragte Bill, als sie vor der Treppe stehenblieben.

Das wollte Suko nicht. »Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Frauen das Haus verlassen haben. Meiner Ansicht nach müssen sie sich in der unmittelbaren Gegend herumtreiben.«

»Dann komm doch.«

Obwohl sie es eilig hatten, blieben sie vorsichtig. Stets suchten sie nach eingebauten Fallen, die erst jetzt, wo sie sich auf dem Rückweg befanden, funktionierten.

Sie verließen den Keller, ohne daß etwas geschehen war. In der kleinen Halle atmeten beide auf. Bill ging zur Tür, öffnete und trat nach draußen.

Die Wolkenfelder waren dichter geworden. Es hatte sich zwar noch keine Dunkelheit über dem Land ausgebreitet, dennoch trug das

Wetter dazu bei, daß das Land mit einer grauen Farbe überdeckt war. Selbst die Bäume sahen traurig aus.

Novemberstimmung…

Hin und wieder wehte eine Windbö heran. Sie schüttelte die Zweige der Bäume, ließ die Blätter rauschen oder warf das Gras zu Wellen auf, die sich über die weite Fläche ausbreiteten.

Die Hecke schirmte Suko und Bill gegen eine Sicht von außen ab.

Sie konnten sich voll und ganz auf das Grundstück konzentrieren.

Seitlich schoben sie sich am Haus vorbei.

Unterholz stellte ihnen sperrigen Widerstand entgegen. Es wuchs in den Räumen zwischen den Bäumen. Farne und Dornen bildeten eine seltsame Mischung.

Beide bewegten sich äußerst vorsichtig. Dabei behielten sie das Haus im Auge und auch das Gelände.

Viel konnten sie nicht sehen, auch nicht die Länge oder Breite des Grundstücks abschätzen, dafür war es einfach zu sehr bewachsen.

Ob Buschreihen, Obstbäume oder dicke Sträucher, all das versperrte ihnen eine Sicht.

Und John Sinclair war nicht zu sehen. Ebensowenig wie die vier Frauen.

Bill war es, der die Spuren entdeckte. Er hatte sich ein wenig von Suko entfernt und einen Pfad gefunden, auf dem sich Abdrücke abzeichneten.

»Da sind sie gegangen!« rief der Reporter mit gedämpfter Stimme.

Suko verstand und kam zu ihm.

In der nächsten Minute kamen sich die beiden Männer wie Trapper im Wilden Westen vor, als sie nach den Spuren fahndeten und sie, als sie sie gefunden hatten, genauer untersuchten.

Es war deutlich zu erkennen, daß der Pfad von mehreren Personen benutzt oder begangen worden war.

»Ich würde die Zahl vier nennen«, sagte Suko.

»Hast du das geraten?«

Der Chinese lächelte nur.

Jetzt wußten die beiden wenigstens, an was sie sich halten konnten.

Den Fußabdrücken war genau zu entnehmen, in welche Richtung sich die Menschen begeben hatten.

Und den Weg nahmen auch Suko und Bill.

Sie drangen tiefer in das Grundstück vor und näherten sich einer Baumgruppe, die die Sicht versperrte. Markierten die Bäume schon die Grenze?

Nein, die Hecke lief an beiden Seiten weiter.

Suko und Bill mußten sich ducken, so tief hingen die Zweige und Äste der Bäume. Die Blätter schabten über ihre Haare und glitten auch an der Kleidung entlang.

Ein Rascheln war nicht zu vermeiden.

Der Wind wehte von vorn gegen sie. Er trug nicht allein Kühle herbei, auch den Klang von Stimmen.

Frauenstimmen…

Sofort verhielten die Männer ihren Schritt und bauten sich in Deckung eines Baumstamms auf. Sie mußten ein wenig die Köpfe drehen, um nach vorn schauen zu können.

»Da sind welche!« hauchte Bill.

Er hatte sich nicht getäuscht.

Die Freunde sahen eine freie Fläche vor sich. Und sie entdeckten vier Gestalten.

Das mußten die Witwen sein, denn sie waren in Schwarz gekleidet.

Und sie standen dort wie Figuren, ohne sich zu rühren. Auch gegen sie fuhr der Wind. Er spielte mit den Schleiern und wehte sie wie kleine Fahnen vor ihren Gesichtern hoch.

Bill schüttelte den Kopf. »Mich würde wirklich interessieren, was sie da zu suchen haben«, sagte er und hatte die Stimme gesenkt, obwohl ihn die Witwen sicherlich nicht verstehen konnten.

Suko ging nicht direkt auf Bills Bemerkung ein. »Da ist aber irgend etwas im Boden.«

»Wo?«

»Zwischen ihnen.«

Der Reporter drückte sich etwas höher, damit er besser sehen konnte.

Er nickte. »Scheint mir ein Loch zu sein.«

»Vielleicht ein Grab…«

Conolly wurde blaß. »Wenn du recht hättest, könnte das bedeuten, daß die Witwen das Grab für eine bestimmte Person ausgehoben haben – oder?«

Suko nickte nur.

Obwohl keiner der beiden den Namen ausgesprochen hatte, wußten sie beide, um wen es sich dabei nur handeln konnte. Sie fühlten den Schauer auf ihrem Rücken.

Bill Conolly ballte die Hände. »Ich meine, es wird allmählich Zeit, sich die Damen mal näher anzusehen.«

Der Ansicht war der Inspektor auch. Er zögerte aber noch. »Wir kommen nicht ungesehen an sie heran«, murmelte er und deutete auf die freie Grasfläche, die zwischen ihnen und den vier Frauen lag. »Die werden uns immer sehen.«

»Na und? Wenn sie etwas zu verbergen haben, werden wir es schon herausbekommen.«

»Ja. Sei trotzdem vorsichtig. Ich traue den Weibern nicht. Die geben sich zu sicher.«

»Klar.« Bill schluckte. Er spürte ein Zittern in den Beinen. Sie waren irgendwie weich geworden. Es fiel ihm schwer, das Zittern zu

unterdrücken. Das Bild, das er zu sehen bekam, machte auf ihn einen unheimlichen Eindruck. Es paßte in die gesamte Gegend, in die Stimmung und Atmosphäre. Auch der Reporter war ein sensibler Mensch. Er spürte, ob etwas okay war.

Hier stimmte einiges nicht.

Bill war noch in Gedanken versunken, als sich Suko bereits überwand, die Deckung des Baumes verließ und vorging. Er hatte seine Beretta weggesteckt. Das tat auch Bill, denn die Frauen sollten nicht schon zuvor mißtrauisch werden.

Nebeneinander gingen sie auf ihr Ziel zu.

In ihren Gesichtern rührte sich nichts. Sie waren steif, wirkten wie eingefroren.

Kaum hatten sie ein paar Schritte zurückgelegt, als die vier Witwen sie bemerkten.

Beide sahen, daß zwei Frauen zusammenzuckten, etwas zu den anderen sagten, die sich daraufhin umwandten und den Männern entgegenschauten. Bill und Suko waren noch zu weit entfernt, um in den Gesichtern etwas erkennen zu können, zudem wehte der Wind die Schleier wieder davor. Freundliche Blicke waren es bestimmt nicht.

Davon ließen sich die Freunde nicht beirren. Sie setzten ihren Weg fort.

Nach ungefähr fünfzehn Schritten konnten sie erkennen, daß sich zwischen den wartenden vier Frauen tatsächlich eine Grube befand.

Man konnte auch den Ausdruck Grab verwenden.

Wie Säulen rahmten es die vier Frauen ein. Zwei von ihnen bewegten sich jetzt und gingen um das Grab herum. Neben den beiden anderen blieben sie stehen.

Ohne ein Wort zu sagen, schauten sie den Ankömmlingen entgegen.

Sie rührten sich nicht vom Fleck.

Auch die Männer sagten nichts. Sie schritten über den weichen Grasboden, der ihre Schritte bis zur Geräuschlosigkeit dämpfte. Nur ein leichtes Rascheln war zu vernehmen, wenn Gras geknickt wurde.

Die Stille wirkte bedrückend. Selbst der Wind war eingeschlafen.

Er schien der Situation Rechnung tragen zu wollen und hatte eine Atempause eingelegt.

»Das gibt Ärger!« hauchte Bill.

Suko erwiderte nichts. Er hielt seinen Blick starr auf die vier schwarz gekleideten Witwen gerichtet, die noch immer wie Denkmäler vor ihnen standen und warteten.

Bis eine von ihnen »Halt!« sagte.

Suko und Bill gehorchten. Sie blieben stehen und sahen, daß die Sprecherin einen Schritt vortrat.

Der Schleier flatterte vor ihrem Gesicht. Wieder spielte der Wind damit und hob ihn an, so daß beide Männer die Züge jetzt deutlich

erkennen konnten.

Ihnen fiel wohl die Bleichheit der Haut auf. Bekannt war es ihnen allerdings nicht. Nein, diese Frau hatten sie nie gesehen, auch die beiden anderen nicht.

Fremde…

Aber gefährlich.

Kalt war der Blick, mit dem die Sprecherin Suko und Bill musterte.

Beim Sprechen öffnete sie kaum den Mund, als sie sagte:

»Verschwinden Sie von diesem Grundstück! Das ist Privatbesitz. Sie haben hier nichts verloren!«

»Da sind wir anderer Meinung«, erwiderte Bill.

Augenblicklich richteten sich vier Augenpaare auf ihn. »Und wieso?«

»Wir suchen einen Freund.«

»Bei uns?« Die Frage klang spöttisch.

»Dann wären wir wohl nicht gekommen.«

»Hier gibt es keinen Mann. Sie sehen ja, wir sind in Trauer. Verlassen Sie unseren Grund und Boden…«

»Und wenn nicht?« fragte Bill süffisant lächelnd. »Wollen Sie dann die Polizei holen?« Der Reporter wußte genau, daß er die Frau mit dieser Frage in eine Klemme gebracht hatte, und er bekam auch keine Antwort. »Was ist?« fragte er nach einer Weile.

»Gehen Sie!«

»Das werden wir auch!« Diesmal sprach Suko. Er reagierte aber anders, als die vier es sich gedacht hatten, denn er schritt auf sie zu und drehte sich nicht um.

Auch der Reporter setzte sich in Bewegung. Die Distanz schrumpfte schnell zusammen.

Diesmal waren die Witwen gezwungen, zu handeln, was sie nicht taten. Wahrscheinlich hatte sie die Reaktion der beiden Männer zu sehr überrascht. Plötzlich befanden sie sich nur zwei Schritte von den anderen entfernt. Bill und Suko sahen die Gesichter deutlicher.

Sie alle waren bleich, fast wie bei einer Leiche, und die Männer stellten, auch fest, daß die Frauen sich in einem unterschiedlichen Alter befanden.

»Bleiben Sie…«

Bill hörte nicht darauf, was die Jüngste ihm sagte. Er streckte kurzerhand seinen Arm aus und schob die Person zur Seite.

Dann stand er am Grabrand, schaute nach, unten und entdeckte den schweren Sarg.

Also doch!

Bill fuhr herum. »Wer liegt darin?«

***

Ich merkte, wie der Sarg angehoben wurde und wußte auch, was

folgen würde, denn sehr oft hatte ich Beerdigungen beigewohnt. Sie würden die Totenkiste über dem Grab schweben lassen, um ihn dann in die Tiefe zu senken. Kaum hatte ich mich mit diesem Gedanken befaßt, als die Vampir-Witwen ihn schon in die Tat umsetzten.

Der Sarg fiel!

Obwohl er von Stricken und auch den Händen der Frauen gehalten wurde, spürte ich den plötzlichen Ruck, als er in die Tiefe fiel.

Instinktiv versuchte ich, mich irgendwo festzuklammern, doch da war nichts, woran ich mich halten konnte. Meine schweißfeuchten Hände glitten an der Innenseite der Wände ab.

Der Magen lag wie ein Klumpen im Körper, das Herz pochte überschnell, ich kam mir vor wie im freien Fall – und hatte im nächsten Moment Bodenkontakt.

Jetzt war ich unten.

Allein dieses Wissen beschleunigte meinen Herzschlag noch einmal.

Die Kehle wurde enger, es fiel mir schwer, überhaupt noch Luft zu bekommen, und ich hatte das Gefühl, allmählich zu ersticken.

Das Atmen glich einem Röcheln und Keuchen. Dabei erschrak ich über die dabei entstehenden Geräusche, wollte noch mehr Luft bekommen, doch es ging nicht.

Wo nichts vorhanden war, konnte man auch nichts einatmen.

Es war grauenhaft… Etwas fiel nach unten und prallte dumpf klatschend auf den Sargdeckel. Wahrscheinlich die Seile.

Sie wurden nicht mehr gebraucht…

Ich wartete.

Bisher hatte ich in der absoluten Dunkelheit gelegen. Die hielt auch an, aber es kam etwas anderes hinzu. Farbige Wellen, die vor meinem geistigen Auge entstanden. Regelrechte Schleier. Sie wischten herbei, berührten mich, kreisten mich ein, und vor meinen Augen schien die Welt allmählich zu explodieren.

Den Mund hatte ich aufgerissen. Meine Kiefer standen starr. Schon jetzt wirkte ich fast wie ein Toter, dessen Bewegungen beim letzten Luftholen eingefroren waren.

Noch lebte ich, aber mit jedem Atemzug verbrauchte ich mehr an Restsauerstoff.

Nicht mehr lange, dann würde der Punkt kommen, wo mich die Panik überschwemmte und ich nicht mehr an mich halten konnte.

Dann würde ich schreien, um mein Leben flehen, mich herumwälzen und vom Grauen überschwemmt werden.

Noch blieb ich ruhig…

Vielleicht war dies schon der erste Anfall von Wahnsinn, aber ich wollte hören, was sich die vier Witwen erzählten. Ohne es eigentlich zu bemerken, hatte ich mein Hemd aufgeknöpft und umklammerte mit der rechten Hand mein Kreuz.

So fest, daß die Knöchel hervorsprangen. War das Kreuz ein Rettungsanker?

Sie redeten miteinander. Zwar verstand ich kein Wort, aber der Klang ihrer Stimmen ließ auf einen gewissen Triumph schließen. Sie hatten ihre Rache gehabt, der Tod des Barons war gesühnt worden.

Es sollte derjenige leiden, der ihn vernichtet hatte.

Manchmal fiel auch mein Name. Das hörte ich heraus, und ich vernahm noch etwas anderes.

Ebenfalls eine Stimme.

Die eines Mannes!

Im ersten Augenblick glaubte ich, mich verhört zu haben. Die Luft war immer weniger geworden, meine körperlichen Funktionen auf ein Minimum reduziert. Das Unterbewußtsein konnte also hervorkommen und dafür Sorge tragen, daß ich mir die Männerstimme einbildete, weil ich mir so sehr die Rettung wünschte.

Ich merkte mein Zittern, konnte es nicht mehr unterdrücken und stellte fest, daß es keine Täuschung gewesen war.

Da sprach tatsächlich jemand.

War dieser Mann ein Hoffnungsfunke? Aber wie sollte er gegen vier Vampirinnen ankommen?

Nein, unmöglich, das war einfach…

Mitten in meinen Gedanken hinein traf es mich wie der berühmte Hammerschlag.

Ich hatte die Stimme erkannt.

Sie gehörte Bill!

Bill Conolly, meinem Freund. Nicht irgend jemand war gekommen, sondern er. Und möglicherweise nicht allein. Vielleicht hatte er Suko auch noch mitgebracht.

Es war Wahnsinn!

Ich klammerte mich da an einen winzigen Strohhalm, denn nichts war bewiesen. Hinzu kam, daß der Sauerstoff immer weniger wurde. Ich nahm nichts mehr bewußt wahr, denn die ersten Schatten der Ohnmacht drangen auf mich zu.

Die Panik kam.

Sie war wie ein Alp, der sich auf meiner Brust festgesetzt hatte, und sie löste sich in einem gewaltigen, irren Schrei auf, der aus meiner Kehle drang…

***

Bill Conolly hatte die Frage gestellt, sich halb gedreht und schaute die vier Witwen der Reihe nach an. Sie standen da wie steinerne Figuren, ein wenig versetzt zu Bill, und im Halbkreis.

»Wer?« schrie der Reporter.

»Geht es Sie etwas an?« Violetta Valeri stellte die Frage.

»Ja, es geht mich etwas an!«

»Ich würde euch raten, zu reden.« Suko mischte sich ein. Er hatte sich breitbeinig an einem Ende des Grabes aufgebaut und ließ die Vampir-Witwen nicht aus den Augen. »Wir befinden uns auf der Suche nach einem Freund. Und eine von Ihnen hat einen Killer den Auftrag gegeben, ihn zu töten. Wer ist Violetta Valeri?«

»Das bin ich«, gab die Sprecherin zu.

»Dann raus mit der Sprache, wer liegt im Sarg?«

»Niemand!«

Bill lachte rauh. »Das könnt ihr uns nicht erzählen. Raus mit der Sprache, habt ihr John Sinclair lebendig begraben?«

»Wir kennen ihn nicht!« hielt man Bill entgegen.

Der Reporter stand unter Dampf, ein kleiner Funke genügte, um ihn explodieren zu lassen. »Ich werde nachsehen!« flüsterte er rauh.

»Verdammt, ich springe in die Grube und öffne die verfluchte Totenkiste. Hast du verstanden?«

»Er ist nicht…«

Violetta Valeri kam nicht mehr dazu, den Satz auszusprechen, denn etwas anders geschah.

Ein gedämpft klingender, dennoch grauenvoller Schrei ertönte. Er war nicht nur aus der Grube, sondern auch aus dem Sarg erklungen.

Während der Schrei aufklang, wagte keiner der Anwesenden, sich zu rühren.

Alle waren geschockt.

Bill Conolly reagierte zuerst. »Verdammt, das ist John!« rief er und sprang in die Grube.

Gleichzeitig reagierten auch die Vampir-Witwen. Die Situation eskalierte!

Bill hatte sich einfach fallen lassen. Es war ihm egal, wo er landete.

Zudem befand sich zwischen Sarg und Wand ein geringer Zwischenraum, den er wohl kaum treffen konnte. Mit beiden Füßen hämmerte er auf den Sargdeckel und hörte von außerhalb des Grabs Schreie und auch den ersten Schuß.

Wie gern hätte er Suko beigestanden, aber das konnte er nicht.

John Sinclair war wichtiger.

Das Holz hatte sich bewegt, als Bill aufprallte, es war allerdings nicht zerbrochen.

Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in die Lücke zu quetschen. Er bückte sich, schaute nach den Verschlüssen und suchte den Kontakt, um sie aufzuhebeln.

Die goldfarben glänzenden Griffe mußte er zur Seite schieben, dann hatte er gefunden, was er suchte, er sah die Schieber, die er drücken mußte. Ihr Klacken war Musik in seinen Ohren.

Zweimal erklang es, dann kletterte Bill über den Sarg, da er an die

andere Seite gelangen mußte. Hier tat er das gleiche. Jetzt brauchte er nur mehr den Deckel abzuheben.

Er faßte mit beiden Händen zu, wuchtete ihn hoch und kantete ihn an die Grabwand.

»Johnnn!« Es war ein Aufschrei, der aus seiner Kehle drang, und sein Gesicht verzerrte sich vor Pein, als er die blasse Gestalt sah, die rücklings in der Totenkiste lag.

John Sinclair sah aus wie ein Toter! War er schon tot? Hatte er es nicht mehr geschafft? Waren Bill und Suko vielleicht zu spät gekommen?

Der Reporter wollte es nicht glauben. Er bückte sich, packte John unter und hievte ihn hoch.

Aus dem Mund des Geisterjägers drang ein Stöhnen. Wie im Krampf hielt er sein Kreuz fest, als wäre es der letzte Rettungsanker, den es überhaupt gab.

John schnappte nach Luft, saugte fast singend den Atem ein und verdrehte die Augen. Die Anstrengungen und die Angst standen in seinen Zügen. Sprechen konnte er nicht. Sinclair wollte nur atmen.

»Raus aus dieser Totenkiste!« keuchte Bill. »Verdammt, du mußt raus, John!«

***

Diese Worte hörte auch ich und nahm sie bewußt zum erstenmal wahr, denn zuvor war ich zu erschöpft gewesen und hatte kaum mitbekommen, was geschehen war.

Aber jetzt sah ich meinen Freund. Noch verschwamm sein Gesicht vor meinen Augen. Ich atmete so heftig, daß es schmerzte.

Allein konnte ich mich kaum auf den Beinen halten. Bill lehnte mich gegen die Grabwand, ich bekam das große Zittern und spürte Bills Hände auf meinen schweiß- und tränenfeuchten Wangen.

»Geschafft, Junge! Wir haben es geschafft!« Bill stammelte die Worte.

Er war noch immer außer sich und so mit meiner Rettung beschäftigt, daß er auf die Umgebung nicht achtete.

Vier Vampirinnen waren keine leichte Beute. Das erkannten wir sehr bald, denn plötzlich tauchte ein bleiches Gesicht am Grabrand auf und direkt darunter die runde Mündung einer Pistole.

Es war meine Beretta.

Gehalten wurde sie von Violetta Valeri. »Nein!« keuchte sie. »So einfach mache ich es euch nicht. Ich schicke dich trotzdem in die Hölle, verdammter Geisterjäger! Was ich einmal versprochen habe, das halte ich auch. Für den Baron sollst du sterben…!«

***

Suko hatte Bill Conolly im Grab verschwinden sehen. Und er wußte genau, daß die vier Blutsaugerinnen alles einsetzen würden, um eine

Rettung des Geisterjägers zu verhindern.
Das wiederum mußte Suko vereiteln.
Vier gegen einen.
Kein gutes Verhältnis, aber der Chinese war ein Kämpfer der ersten Klasse. Und er nahm sich stets diejenige Person vor, die bei irgendeiner Sache den Anführer spielte.
Das war in diesem Fall Violetta Valeri.
Suko startete.
Im selben Augenblick setzten sich auch zwei andere Witwen in Bewegung, so daß der Inspektor nicht an die Valeri herankam. Plötzlich hingen sie wie Kletten an ihm, er hörte ihr Schreien, das in einem Fauchen mündete, und er wußte Bescheid.
Das waren Vampire!
Wenn Suko zu lange zögerte, schafften es die Blutsaugerinnen noch, ihre Zähne in seinen Hals zu schlagen, deshalb reagierte er gedankenschnell. Sie hingen rechts und links an seinen Armen. Suko wuchtete seine Arme aufeinander zu, und im nächsten Augenblick klatschten die beiden Witwen zusammen.
Sie schrien beide wild auf, denn durch die Aktion waren sie völlig aus dem Tritt gebracht worden. Suko ließ sie los und hämmerte gleichzeitig beide Handkanten in ihre Nacken.
Damit konnte er sie nicht erledigen, aber es brachte ihm eine Sekunde ein, Zeit, sich zu bewaffnen. Da peitschte der Schuß. Die Valeri hatte gefeuert. Und sie hätte den Chinesen mit einer aus John Sinclairs Beretta abgefeuerten Silberkugel erwischt, wenn sie besser hätte zielen können.
So wischte die Kugel vorbei, die Suko fast noch einen Scheitel gezogen hätte.
Blitzschnell griff der Inspektor zur Waffe. Es gelang ihm nicht einmal, die Finger an den Griff zu legen, denn jemand packte seinen rechten Knöchel und schleuderte ihn zu Boden.
Mit dem Hinterkopf prallte Suko in das Gras, was ihn nicht weiter störte, dafür die Vampirin, die sich auf ihn stürzte und ihr Maul weit aufgerissen hatte.
Suko sah die kurzen, spitzen Zähne ms dem Oberkiefer ragen. Sie wollte sein Blut, und er mußte sich mit bloßen Fäusten gegen diese Bestie verteidigen.
Der Inspektor stemmte seine Hand hinter das Kinn der blutgierigen Witwe. Sie röchelte, sie schrie und wurde zurückgeworfen, wobei sie fast in das Grab hineinfiel. Es war Isabell Mori, die dort lag und sich wieder aufraffte. Suko rollte sich im die eigene Achse und zog dabei die Beretta.
Zwei Schatten huschten heran. Der eine schaute genau in das an der Mündung aufleuchtende fahle Licht, bevor die geweihte Kugel Helga

Cramer traf und zu Boden schleuderte. Heulend und sich um die eigene Achse drehend blieb sie dort liegen. Aus ihrem Mund floß Blut. Suko hatte sich aufgerichtet. Er zielte jetzt und erwischte Gloria Gorion, die sich auf ihn stürzen wollte. Als sie fiel, steckte die Kugel bereits ihrem Kopf. Und so prallte der Körper zwar noch gegen den Chinesen, aber er richtete keinen Schaden mehr an.

Suko vernahm einen irren Schrei. Ihn hatte Isabell Mori ausgestoßen.

Es war ihr gelungen, sich eine Waffe zu besorgen. Ein handlicher Baumast, kurz aber kräftig.

Mit ihm ging sie Suko an. Sie war schon verflucht nahe. Durch die Erfolge war Suko ein wenig unvorsichtig geworden. Das rächte sich nun, denn mit dem ersten Schlag erwischte Isabell das Handgelenk des Chinesen und hämmerte ihm die Waffe aus der Faust.

Die Beretta lag im Gras. Isabell schrie auf. Der zweite Schlag streifte Suko an der Schulter.

Er mußte zurück.

»Ich kriege dich!« brüllte die Mori. »Ich mache dich…« Das letzte Wort verschluckte sie, bückte sich und riß Sukos Beretta an sich.

Plötzlich wurde aus dem Chinesen ein Tiger. So gewaltig war sein Sprung. Während er sich in der Luft befand, konnte er über die Mori hinwegschauen. Er nahm die am Grabrand hockende Violetta Valeri wahr und sah auch die Waffe in ihrer Hand, mit der sie genau in die Tiefe des Grabes zielte. Suko wußte, was sie vorhatte, er konnte aber nichts tun und prallte einen Gedankensprung später mit Isabell Mori zusammen.

Der mit aller Kraft geführte Tritt traf genau. Er war so wuchtig, daß die Mori zurückgeschleudert wurde.

Eine Filmszene hätte nicht besser sein können. Die Vampir-Witwe wurde zu einer menschlichen Kugel, die auf das Grab zuwirbelte, während Suko wieder den Boden berührte…

***

Die meinte es ernst.

Todernst, sogar!

Auch ich hatte ihre Worte verstanden, war aber zu schwach, um etwas unternehmen zu können.

Bill erlebte die gleiche Situation. Wenn er sich bewegte, würde das Weib schießen.

Zwei Sekunden vergingen.

Ich schaute in das über den Grabrand hinwegblickende Gesicht und bekam mit, wie sich der Mund verzerrte.

Jetzt würde sie schießen.

Da vernahm ich den erstickenden Schrei, hörte klatschende Laute, sah etwas heranwirbeln, und auch die Valeri erschrak.

Sie drehte den Kopf, ihre Züge weiteten sich, mehr konnte sie nicht tun, denn ein anderer Körper wuchtete genau gegen sie. Der Zusammenprall rettete mir das Leben. Bill wahrscheinlich auch.

Plötzlich sahen wir einen Körper über den Grabrand fallen, und er zielte genau in den offenen Sarg.

Mit dem Hinterkopf schlug die Vampirin auf die Kante. Wir hörten den klatschenden Laut, der entstand, doch so etwas brachte ein Wesen wie die Valeri nicht um.

Sie wollte wieder hoch.

Da hatte Bill seine Waffe gezogen. Den Arm hielt er schräg nach unten. Die Beretta bildete die Verlängerung seiner Hand. Er zielte auf das Herz und drückte ab.

Die Kugel traf die Valeri mitten in der Aufwärtsbewegung. Der Schlag warf sie wieder in den Sarg zurück, wo sie in einer grotesken Haltung liegenblieb, denn ein Arm und ein Bein hingen über den Rand nach außen.

Vorbei!

Und wieder fiel ein Schuß.

Nicht Bill hatte geschossen, sondern Suko. Dafür rief mir der Reporter zu den Kopf einzuziehen.

Das tat ich auch.

Die letzte Vampirin fiel über den Grabrand und krachte auf die bereits erledigte Violetta Valeri.

So lagen beide übereinander.

Sie lösten sich nicht auf. Dazu waren sie einfach noch nicht lange genug Blutsauger gewesen. Sie lagen da, waren erlöst, und Blutspritzer bedeckten ihre bleichen Gesichter.

Am Grabrand erschien Suko. »Seid ihr okay?« rief er nach unten.

Bill schaute mich an.

Ich nickte.

»So gut wie!« rief der Reporter.

»Dann kann ja nichts mehr schiefgehen…«

Aus eigener Kraft schaffte ich es nicht, das Grab zu verlassen.

Meine Freunde mußten mir helfen, und als ich außerhalb der Grube stand, zitterten mir die Beine so stark, daß ich fast umgefallen wäre, hätten mich Bill und Suko nicht gestützt.

Das Finale war ohne mich gelaufen. Ich war auch nicht traurig deswegen, sondern unheimlich froh darüber, am Leben zu sein.

»Suko, Bill«, sagte ich. »Ich möchte euch sagen…«

»Wir wissen, was du sagen willst«, unterbrach mich der Reporter.

»Aber wenn du das tust und dich irgendwie bedankst, werfen wir dich wieder zurück und nageln die Kiste zu.«

Zu diesen Worten meines Freundes Bill nickte Suko so ernst, daß ich laut lachen mußte, Meine beiden Freunde stimmten bald mit ein.

Wir waren seit langer Zeit mal wieder richtig froh…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 304 »Maskenball der Monster«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 12 »Lebendig begraben«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 304 »Maskenball der Monster«